

**VON CÖLN BIS
WORMS UND
SPEYER.
RHENISCHE
STÄDTE UND...**

Ferdinand Gustav KUEHNE







9
i

L. 3c

— 22. —

Carl B. Nord's Eisenbahnbücher.

F. Gustav Kühne.

Von Köln bis Worms und Speyer.



Von
Cöln bis Worms
und
S p e y e r.

Rheinische Städte und Landschaften.

Von
F. Gustav Kühne.

Leipzig
Verlag von Carl B. Corck.
1856.



I n h a l t.

I. Das heilige Cöln.

	Seite
<u>Erstes Kapitel. Der Cölner Dom und der Cölner Klüngel</u>	1
<u>Zweites Kapitel. Physiognomie und Charakter der Stadt.</u>	
<u>Das heutige Cöln und das mittelalterliche. Cöln im Jahre 1790; der Pöbel und die Kappengecken. Cöln im Jahre 1800; die Capuze und die rothe Mütze</u>	7
<u>Drittes Kapitel. Die Cölner Mundart, das Cölner Hänneschen und die Fran Heezig im „Elend“</u>	17
<u>Viertes Kapitel. Die Dombausteuer, die Keger und die Cölner Heiligen. Ursula und die 11,000 Jungfrauen. Das Dombild von W. Kalf. Die heiligen drei Könige, Apollinärsch, Hint Alwises, Panteljuhns, das Gedenberndchen, Sanct Maternus</u>	24
<u>Fünftes Kapitel. Cöln im Mittelalter. Der Kampf der Erzbischöfe mit den Bürgern, der Geschlechter mit den Gassen. Der religiöse Fanatismus</u>	33
<u>Sechstes Kapitel. Der Dom, die Geschichte seines Baues und das Mysterium seiner Architektur</u>	40

II. Rheinfahrt.

<u>Erstes Kapitel. Eine Wein- und Klederprobe auf dem Rhein</u>	55
<u>Zweites Kapitel. Eine Gespräch in der Kajüte. Das wahre Deutschland und der Rhein</u>	72

	Seite
III. Im Rheingau und in den „Weinbergen des Herrn“	81
IV. Das goldne Mainz.	
Erstes Kapitel. Das goldne Mainz und die deutsche Einheit	97
Zweites Kapitel. Der Dom. Der romanische und der germanische Baustyl. Mainz als Festung	105
Drittes Kapitel. Der Charakter des Mainzers. Der Gutenberg. Die Geschichte der Stadt, der geistliche Hof, der Adel und das Bürgerthum	112
V. Eine Wallfahrt nach Worms und nach Speyer.	
Erstes Kapitel. Die Franzosenwuth im Rheinland. Der Luthertag zu Worms und die Lutherulme. Der Dom. Das veränderte Strombett des Rheins	123
Zweites Kapitel. Speyer und seine römischen Alterthümer. Der Dom, die Geschichte seiner Architektur und seiner Zerstörungen, seine Wiederherstellung und Schraudolphs Fresken	131

Das heilige Cöln.

Erstes Kapitel.

Der Cölner Dom und der Cölner Klüngel.

„Aaaf Cöln!“ rief der begeisterte König, ließ sich von dem alten Krah'n 200 Fuß hoch auf den Thurm des Domes ziehen, griff oben nach Kelle und Mörtel und legte zum Weiterbau — wie er denkt: sogar zur Vollendung — der alten Ruine den ersten Quaderstein. Und also geschah's am 4. September 1842. Aaaf Cöln! rief Friedrich Wilhelm der Vierte und meinte damit mehr noch als Cöln; er meinte damit das ganze große heilige Vaterland, das Land aller Deutschen, die sich in Gottesbegeisterung und in Brüderliebe zu einem gemeinsamen Werk zusammenfinden sollten. Aus den innersten Tiefen der germanischen Gemüthswelt herauf sollte diese Eintracht der deutschen Stämme für heute erwachsen; aus dem Schooße dessen, was uns ehedem groß und stark gemacht, sollte uns eine neue Blume des nationalen Bewußtseins erblühen. In diesem Sinne sagte es der König. Aus dem Mittelalter hervor sollten wir den Neubau deutscher Nation beginnen. Wenn es gelänge, alles das zu vollenden, was von der alten Glorie zur Ruine geworden, so meinte der König, dann würde ein Deutschland von heute zu Stande kommen!

Aber damit war, wie es schien, weit mehr zur Zwietracht ein neuer Grundstein gelegt in deutschen Landen. Man füllt nicht neuen

Rheinliche Städte.

Wein in alte Schläuche! riefen Die sich klug und-weise dünkten.
 Sollen wir den alten Adam, den wir schon halb losgeworden sind,
 wieder anziehen? fragten die Boshaften. Will Preußen aufhören
 Schutzmauer und Schirmvogt des Protestantismus zu sein? run-
 zelten die specifischen Preußen die Stirn. Haha! 'meint der Ratio-
 nalismus mit seiner nüchternen Pffiffigkeit, unter'm Krummstab
 war gut wohnen gewesen, und mit dem Krummstabe, hat man
 zugleich das weltliche Scepter in der Hand, ist sehr gut regieren!
 — Wie dem auch sei: Erhebe dich, alte Ruine! hatte der König
 gesagt, ich will die Trümmer gebliebene Glorie der Väter vollenden!
 — Und es war als ob er die Gebeine der Vorfahren zur Auf-
 erstehung rufen wollte, vielleicht nicht bedenkend, daß deren Geister,
 ständen sie auf und wandelten wieder, uns und ihm zu Gespenstern
 werden könnten. Ein neues Jahrhundert kann an den Gräbern des
 alten wohl trauern und an dessen Schutthaufen den hingesunkenen
 Glanz beweinen; aber es kann die Todten aus der Gruft nicht wieder
 zum Leben heraufbeschwören. Die Todten schlafen gar so tief und fest.

Die heiligen drei Könige,
 Die liegen im deutschen Rom,
 Sie schlafen so fest wie Wenige
 Im alten Kölner Dom.

Der Krahn der knarrt so bleiernschwer;
 Wie einer sich reckt und dehnt.
 Die heil'gen Drei die schnarchen sehr,
 Sie haben laut gegähnt.

Ja, schreie nur, guter Königs'mann!
 'S sind ihrer Drei die ruh'n!
 Ob Einer wohl besser schreien kann
 Als Dreie schnarchen thun?

Die heiligen drei Könige
 Die schlafen im sichern Schrein,
 Alt Deutschland schläft wie Wenige,
 Es schläft so fest wie Stein.

Es ist so oft schon angeführt
Vom falschen Morgenschrei.
Der Krahn ist lange nicht geschmiert,
Drum liegt er schwer wie Blei!

So lautete mein eigener Kölner Gassenhauer *), den ich zum Fest der neuen Grundsteinlegung gedichtet, und den die Kölner Buben nicht hatten singen wollen; sie sangen ganz andere Lieder in den Gassen zu Ehren der todtten drei Könige, aber nicht zu Ehren des lebendigen Königs. Undank ist der Welt Lohn! Der dritte Friedrich Wilhelm, ein strenger Protestant, hatte Kanoniere mit brennenden Linten vor den Palast des Erzbischofs rücken und den Prälaten mit Husaren transportiren lassen, weil er nicht trauen und segnen wollte, wie es das Recht des Landes, das Recht der Krone und die Forderung eines humanen Christenthums gebot. Und der vierte Friedrich Wilhelm, der so viel Sympathien für die Glorie des mittelalterlichen Glaubens und des alten germanischen Lebens hegt, sollte es entgelten? Auch er kann den Groll gegen den preussischen Adler nicht bezwingen, so daß Buben und alte Weiber, wo ein Helmträger mit rothem Kragen erscheint, laut kreischen wie noch immer beim Gottscheins: „Dat eß en Brühß!“ Die Krone Preußen baut ihnen das Heiligthum der Stadt fertig, und ein kleines Handgemenge zu Steuer der Kirmesfreiheit genügt, das vergessen zu machen? Was wollen diese ehemals freien Pfalsbürger des weiland heiligen römischen Reiches? Welche Selbständigkeit träumen sie sich der bewaffneten Idee des Preussenthums gegenüber? Wie heißt der Dünkel der sie beseelt?

Ich war im Sommer darauf in Köln. Auf allen Wegen und Stegen hörte man noch leidenschaftlich reden vom Kirmeskrawall. Die Buben hatten sich die Freiheit, mit Schlüsselbüchsen auf dem Markt zu schießen, nicht wollen nehmen lassen; einige Soldaten hatten, als man sie verhöhnte, scharf eingehauen, mehrere wehrlose ruhige

*) S. Kölner Lieder. Leipzig, Otto Wigand. 1842. (Anonym erschienen.)

Bürger waren von Säbelhieben getroffen worden. Die Aufregung stieg, die bewaffnete Macht wurde zurückgezogen, die Bürger traten zu einer Garde zusammen und hielten die Ruhe aufrecht. Die gerichtlichen Folgen der gegenseitigen Uebergriffe des Pöbels und der Soldatesca waren noch nicht bekannt, die Untersuchungen schwebten, die Aufregung war noch allgemein als ich Cölnner Bürger über die Vorfälle reden hörte. Es waren gute Leute, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, aber kernig Volk mit dem ganzen Selbstgefühl von Freibürgern, mit der ganzen firschröthen Lustigkeit, wie sie die Rheinluft gibt.

„Met Verläuf!“ rief mir ein breitschulteriger Goliath zu, „met dā Stad Cöllen aam Rhing es nit joht spaßen! Mer halden dat Gestricke und Geknábbele (Gestreite und Gezänke) nit uns!“

Ei, dacht ich, Euern Erzbischof habt Ihr Euch ruhig abführen lassen, und die Schlüsselbüchsenfreiheit wollt Ihr so tapfer vertheidigen? Die Planröcke mit den rothen Kragen, sagt' ich, sind doch auch Landesfinder, sind sogar rheinländisch Blut, mit Ausnahme der Oficiere!

„Enäh!“ riefen die Cölnner, „mer han' och dat Bataillon Donnerkeil, dee Hacke=tan=Bräuer uns Westfalen! Dee sün'n uns (sehen aus) als ov se allzeit (alle Zeit) Sorekappes met Schnüßcher gassen hätt'n!“

Das sechzehnte Regiment in Cöln, Bataillon Donnerkeil aus der Zeit der Franzosenkriege, „Hacke=zu=Brüder“ mit Nachäffung ihrer Mundart genannt, besteht aus Westfalen. Sie sind, wie der ganze protestantische Theil des Westfalenlandes durch und durch königlich gesinnt. „Sorekappes“ ist ihr Sauerkraut, sammt „Schnüßchern“ (Schweineschnäuzchen) ihr Lieblingsgericht. Bei der Eifersucht, bei der Spannung zwischen Rheinländern und Westfalen wäre der Conflict zwischen Bürgern und Soldaten leicht ein tödtlicher geworden; aber dies sechzehnte Regiment war beim Kirchweihkrakehl zum Glück gar nicht commandirt.

„Hört ens!“ rief der Goliath, „hätt'n se jeschoffen, meer hätten de ganze Jarnison jemaßahfert!“

Hoho! dacht' ich, eß dat nu wohl Jahr der Cölsche „Klüngel?“ — Klüngel, was hast du 'nen jrohßen Mungel, zu deutsch: ein großes Maul! — In der That, es wird in Cöln sehr stark „geklüngelt.“ —

Dies geheimnißvolle Wort, das sich mit keinem andern vertauschen läßt, weil es ein Pilz ist, der nur auf eigenem Boden wächst, dies mystische Wort verdiente, daß man seinem Ursprung nachginge.

Wie ich das erste Mal in Cöln war, saß ich mit meinem Reisegefährten, einem Franzosen, in einem jener Gasthäuser zusammen, die am Ufer liegen. Wir hatten ein gemeinschaftliches Zimmer und wollten gemeinschaftlich den genius loci studiren. Qu'est- ce que ça ce Klüngel? fragte der Franzose. Es war ein junger Pariser Philosoph, der sich auch gern in den Hegelschen Begriffen zurechtgefunden hätte. Klüngel ist ein so dunkler Begriff. Jedermann führt das Wort im Munde, und Keiner kann es definiren. — Wir wollen einen Lohndiener fragen! sagt' ich. — Bon, sagte der Franzose, il faut tirer la sonnette! — Gesagt, gethan; ein Oberkellner erschien. Nun muß man wissen, was ein rheinischer Oberkellner zu besagen hat. Ein rheinischer Kellner ist ein aus englischer Steifheit und französischer Eleganz zusammengesetztes Mixtum; vom deutschen Element hat er nur die Eigenheit, sich mit den fremdländischen Fegen zu brüsten. Der geklüngelte Oberkellner stand vor uns, schielte in den Spiegel, schob seine gedrechselte Figur zurecht und sagte: Messieurs, vous avez commandé! — Der französische Herr, sagt' ich, möchte gern wissen, was Klüngel ist. — Mais, mon Dieu! sagte der Oberkellner, vous avez tiré déjà la clochette! — Er wies auf den Klüngelzug, der noch in Bewegung war.

Ah, c'est Klüngel, rief der Franzose, mais Klüngel!

Wat eß en de Cöl'sche Klüngel? erläuterte ich das Mißverständniß.

Der Oberkellner wurde roth vor Zorn. Mais Messieurs! sagte er unwillig, Klüngel, si done, c'est un mot plebejen. Ich werde nach dem Commissionär schicken. Qu'on fasse venir le Lohndiener!

Der erzürnte Oberdandy des Hotels verschwand. C'est un mot problématique! sagte der Franzose. Wie der Lohndiener nicht erschien, zog er wiederholt heftig die Schelle.

Diesmal kam das Stubenmädchen. Ah c'est charmant! rief der Philosoph, aus der Schule St. Marc = Girardins. Saß Sie mir, ma chère, où est - ce que vous avez votre Klüngel?

Die Rheinmige mit dem Stubenbesen stand verblüfft, wie der feine Herr aus Paris ihre Hand ergriff und nach ihrem Klüngel fragte. Ich machte ihr Muth, zu reden, und sagte: Was heißt bei Euch der Klüngel? — Das Mädchen biß sich in die Unterlippe, freischte laut lachend auf und huschte fort.

Der Franzose sah mich groß an. C'est une chose mystique, ce Klüngel! sagte er.

Keiner will es gestehen, erläuterte ich, vielleicht weil es Jedem an's Herz geht. Klüngel ist wahrscheinlich das alter Ego der Kölner, das ihnen objectiv gewordene Selbstbewußtsein, das ihnen gegenständlich gewordene Anderssein ihres Fürsich, in dem sie sich gleichwohl erfassen, sich gleichsam ertappt sehen.

Haha! sagte der Schüler Marc = Girardins, c'est un des problèmes de Hegel, problème infini!

Infini et indéfini, sagt' ich. —

Der Franzose setzte dann seine Studien nach dem Kölnischen Klüngel in seiner Weise praktisch fort, ohne daß ich erfuhr, wie weit er es darin brachte. — Ich nahm mir vor, dem versteckten genius loci ebenfalls näher auf den Leib zu rücken.

Zweites Kapitel.

Phyfiognomie und Charakter der Stadt. Das heutige Cöln und das mittelalterliche. Cöln im J. 1790; der Pöbel und die Kapprengecken. Cöln im J. 1800; die Capuze und die rothe Mütze.

„Dat jrohße hellige Cölln am Rhing“ fteht auf der weiten Ebene recht breit und stolz da. Die Ebene ift auch ganz dazu gemacht einer herrfchenden Capitale den weiten Raum zu gönnen, wie es denn fcheint, daß auf großen Flächen fich am liebften die Lebenskräfte zu einem Mittelpunkt zufammendrängen. Und mit diefer Concentration der Menfchen ift die Cultur aller Lebenszweige bedingt, während das Gebirge trennt und den Einzelnen auf fich felbft hinfteht. Die Gemeinfamkeit der Menfchen fteigert die Bedürfniſſe wie die Genüſſe, macht erfinderifch und treibt die geiftigen Elemente zur Blüthe wie zur Frucht. So wird die Stadt nicht bloß der Markt für das Land, auch der Heerd der Cultur, der Hort alles höhern Lebens, die Pflanzftätte aller Seelenkräfte; fie wird zur natürlichen Herrfcherin, die über Wohl und Weh gebietet, aber auch ein Tyrann, der alles Mark des Landes einfaugt. Das Leben der Stadt wird mit der Steigerung der Bedürfniſſe immer künſtlicher, ihr Selbftgefühl wird zu jenem Dünkel, der fich für den Zweck, das Land für das Mittel hält, bis ihre Cultur in fich ftumpf, faul und träge wird und der friſchen Naturkraft vom Lande bedarf, will fie nicht in fich verſümpfen. Iſt die Blüthe des geiftigen Lebens gebrochen, fo wird die Stadt zugleich zum Heerd alles geiftigen und fittlichen Verderbens. Der Dünkel aber bleibt mit den einmal geſteigerten Begriffen des Selbftgefühls. Die Sige der Bildung werden zu Sigen des tyranniſchen Aberglaubens und der ſchwelgeriſchen Lüfternheit, und die Reiche der Erde, Länder und Völker leiden an der Verwahrlofung ihrer Hauptſtädte, wie Frankreich immer an Paris litt, und die Gräuel der fittlichen Verwüſtung, den Umſturz alles heiligen Menſchenlebens dem großen Mittelpunkt ſeiner Cultur verdankt. Preiſen wir die Mannichfaltigkeit des deutſchen Lebens, daß fich unfere Nationalblüthe nicht ſo raſch gipfelte,

um dann eben fo rafch zu weifen! Je mühsamer unfere Heranbildung zur Nation, defto weniger werden wir die Beute eines jäh heranzufchwellenden Localgeiftes, der die Volkskraft überholt und ausfaugt.

Zur Zeit als das Rheinthal vorzugsweife der Schauplatz unserer Gefchichte war, hatte Cöln fchon bei feiner Lage als Mittelpunkt für den ganzen Strom, für die Schweiz und die Niederlande, vielleicht am meiften den Beruf zu einer mittelalterlichen Capitale des germanifchen Lebens. Der Vielfeitigkeit und dem Widerftreit unfere Interelfen verdanken wir es, daß auch damals hier die Hauptftadt und mit ihr vielleicht ein zweites, ein deutsches Rom, nicht fertig wurde. Daß das heilige Cöln wie ein rothen borough in Trümmer zerfiel, ift vielleicht eine recht heilsame Lehre für die deutsche Entwidelung. —

Schon oberhalb des Stromes haben die Niederungen begonnen; die Gegend ift flach und platt, wie die Mundart der Leute. Ueber die fchwarzgrauen Häuferraffen erfrecken fich die Thürme weit hinweg über's Land. Von der Landfeite bietet die alte Stadt keinen lockenden Empfang. Die vielen Windmühlen auf der Ebene gemahnen faft an Holland; allein keine freundliche Vorftadt mit reinlich netten Landshäufern kommt uns entgegen. Thore mit altem Mauerwerk, mofches Gerüll von zerfallenen Häufern, rußige Trümmer ehemaliger Paläfte, unorganifch zwifchen Schutthäufen durch neue Gebäude unterbrochen, drängen uns in das Gewühl des weitläufigen Cöln. Man ftolpert in engen, finftern Kreuz- und Querftraßen umher. Will man fich im Labyrinth der fchmutzigen Gaffen zurechtfragen, fo tönt uns mit dem Rothwälfch des gemeinen Mannes das feltfamfte Deutsch und die feltfamfte Bezeichnung der Orte entgegen. Haufen von Bettlervolk lagern an den Kirchen. Alte Weiber von fiehchem, fcheußlichem Ausfehen plärren einen litaneiartigen Singfang, und wenn du die Schaaren fpottluftiger zerlumpter Buben dazu nimmft, haft du das Gemifch von Fanatismus und Uebermuth gleich in Summa beifammen. An den Ecken der Gaffen hungern die Pazzaroni, die Eckenfteher, die „troßßen Hannes“ von Cöln. Es find ftarke, robuste Kerle, hochgeftirnte,

krummnäßige Körper mit stieren Augen, bäuerisch, aber bigott, kraftvoll, aber tückisch und voll jener reichsstädtischen Selbstgenügsamkeit, die zum Cölnischen Klüngel gehört. So scheint es Dir beim ersten Anblick wenigstens. „Nix zu dhune?“ fragt Dich der breitschulterige und doch schlotterichte Mensch, den Du in's Auge faßest; er fragt es ohne Lust zu haben zur Dienstfertigkeit. Gehst Du auf die Frage ein, so ist er freilich willig Dich zu führen, aber ein Haufe Brotneider läuft mit und trödelt als Gefolge neben Dir her mit allerlei Kurzweil. „Dat es dee Cöl'sche Drücker!“ sagt man Dir daheim, und Du hast für Dein deutsches Wörterbuch eine neue unerquickliche Bereicherung. Der Drücker ist, einzeln genommen, der Drucker, der lustig brummende Murrkopf, der lieber Pöffen treibt als arbeiten mag*). Der Drücker in Masse möchte alle Tage Carnival haben, und auch die Bildung sucht zum Fasching im Gang zum Grotesken und zur lustigen Frage ein Genüge. —

Von der Wasserseite empfängt Dich im großen stolzen Halbkreis die Majestät der alten Stadt; aber es ist eine verwitterte schwarzrußige Herrlichkeit in der großen Reihe von Lagerhäusern und Emporien. Drüben, durch eine lose bretterne Schiffbrücke verbunden, steht Deutz mit seinen langen grauen Festungswerken, Casernen, Militärställen und mit der entsprechenden großen Schnur soldatisch aufgestellter Papelalleen. Auch vom Ufer aus gelangst Du bald nach innen zu in ein Gedärm verschlungener Gassen. Die Stadt hat keinen Mittelpunkt; der Dom wäre ihr Herz und ihr Haupt, aber er blieb Ruine, und um ihn her ist ein Werkelplatz weitläufiger Arbeiten. Auch das winkelig gebaute Rathhaus hat kein Antlig, wie es Dir die belgischen Städte in ihren prachtvollen Stadthäusern bieten. Die Plätze in Cöln, der Heu- und der Neumarkt, sind ohne Fronte, ohne architektonische Idee, ohne fesselnden Schmuck, um den sich als einen Schwer- oder

*) Drücker oder Drieker und Driekesche, eine Abfözung von Hendrik (Heinrich), ist so gut wie Hannes und Hännisches, in Cöln ein Gattungsname geworden.

Schönheitspunkt das regellose Gemisch der großen Steinmassen gruppirte. Die Häuser sind hoch, schmahl und eingeschwärzt, die Gassen finster, schmutzig und nicht selten so eng, daß die schweren breitspurigen Karren die Rinnsteine zu ihren Geleisen machen. Die engste ist die Bechergasse am Domplatz; man mißt sie unten mit ausgespannten Armen und kann sich oben aus den vorgebauten Stockwerken von hüben nach drüben die Hände reichen. Dabei durchzieht die volkreichen Straßen ein stechender Duft von all den Del-, Talg- und Theermagazinen. Das schreckt uns nicht ab, denn wir wittern in diesen Düften eine vielbewegte bürgerliche Thätigkeit. Cöln ist reich; und die vielen Unternehmungen wie die Neubauten bezeugen, daß sein alter Reichtum flüssig ist. Der jetzige Bau der großen und ersten steinernen Brücke über den Rhein, die contractlich in drei bis vier Jahren fertig sein wird, ist Staatsbau. Allein das neue Museum, das der Bürger Richarz mit 120,000 Thalern stiftete, ist das Werk des genius loci. Ein anderer Bürger, Hr. Frank, bestimmte kürzlich 80,000 Thaler zum Bau einer neuen gothischen Kirche an der Stelle der alten zerfallenen romanischen Mauritiuskirche; während jenes Museum auf dem Kreuzgange der Minoritenkirche sich erheben und im Treppenhaus Fresken erhalten wird. Der größte Neubau und das größte kaufmännische Unternehmen Cölns ist ohne Zweifel was die Baumwollenspinnerei-Association jetzt in Angriff nimmt. Dieser Verein hat über 20 Millionen zu verfügen, und davon bereits 3 Millionen verwendet. Er bestreitet nicht bloß die Fabrication, auch den Transport mit eignen Kräften; eigne Schiffe gehen und kommen nach und von America mit den Erzeugnissen des Cölner Gewerbefleißes. Der Fabriktaal, den die Gesellschaft jetzt baut, umfaßt mehr Quadratraum als der Cölner Dom in seinem Innern. Vorstand dieser mächtigen Association ist Herr Gustav Mevissen, Derselbe, der neben Reichensperger in den politischen Sturmtagen mit Macht und Eifer sich hervorthat *).

*) Diejem größten finanziellen Talent in Cöln verdankt jetzt der Dombau einen Vorschlag, wonach die mercantilen Gesellschaften der

Cöln war immer wichtig als Expeditionspfad. Sein altes Stapelrecht, aus dem dreizehnten Jahrhundert, war ein tyrannisches Privilegium. Es ward im Laufe der neuern Zeit in ein bloßes Umladungsrecht verwandelt und endlich beseitigt. Allein Cölns Lage macht die Stadt noch immer zum Hauptpfad des Rheinhandels zwischen der Schweiz und dem Elsaß einerseits, und den Niederlanden abwärts. Cöln ist das Thor des Zollvereins vom Westen und Nordwesten her. Cöln, sagt man mir und belegt es mit Zahlen, trägt ein Drittel der indirecten Steuern des preußischen Staates. Dahinter steckt freilich eine Illusion, denn nicht bloß für Preußen, für den gesammten Zollverein ist Cöln die Hauptzollstätte, jedenfalls in Preußen die größte. Eine einzige Firma, die der Herren Vom Rath, Jost und Castagne, erst seit funfzehn Jahren in Cöln ansässig, hat einen Steuercredit von 2½ Millionen. Als Expeditionspfad kann Cöln nur noch steigen, seitdem es Mittel- und Knotenpunkt soviel neuer Eisenbahnen geworden. Der hiesige Creditverein hält es mit Paris in enger Geschäftsverbindung. Expedition und Credit sind hier die Lösungsworte steigender Größe, während die Fabrication, auf die der kleine Pfahlbürger so stolz ist, sich nur auf untergeordnete Zweige erstreckt. Cöln macht viel in Zucker. Gegen dreißig Fabriken liefern das Cölnische Wasser, das meist unter der Firma des alten Hauses Maria Farina durch die ganze Welt seine Wohlgerüche verbreitet.

Cöln hat immer gern „in gutem Geruch“ stehen wollen, nicht

Stadt jährlich 60,000 Thaler zur Kathedrale beisteuern, während die Eisenbahnen sie immer schon jährlich bedachten, die Lebensversicherung sie erst kürzlich mit 2000 Thlrn., die Gesellschaft Colonia sie mit 10,000 Thlrn. beschenkte. Erwägt man die Energie dieser Leistungen, so darf man nicht zweifeln, daß ein künstlerischer Sinn in der kaufmännischen Welt Cölns lebendig ist. Auch das Gedeihen des Musikvereins, unter Ferdinand Hillers Leitung, gibt ein Zeugniß dafür. Nur auf das sich selbst überlassene Theater richtet sich nicht der Kunstsinne der Cölner. Die meisten Kunstmännern dort sind leider Antiquare, die sich Rumpelkammern voller Curiositäten halten.

blos durch seine Talg- und Theermagazine, nicht blos durch sein wohlriechendes Wasser; es hat auch die Thonpfeife erfunden und lieferte Jahrhunderte hindurch dies Instrument des Parfüms für ganz Holland. Auf diese Erfindung ist es nicht mehr stolz, denn die Cigarre hat „de Flöppen en der Muhl“ verdrängt. Aber Cöln rühmt sich auch das Pulver erfunden zu haben. Berthold Schwarz war ein Cölner von Geburt, theilte freilich den Venezianern, nicht seinen Landsleuten, seine Erfindung mit. Wäre Rubens, wie sich Cöln lange Zeit rühmte, hier wirklich geboren, so hätte er doch nur dem Zufall hier seine Geburt verdankt; durch sein großes Bild in der Peterskirche, wo er getauft sein sollte, hätte er sich mit seiner angeblichen Vaterstadt abgefunden^{*)}). In Antwerpen ward der Ritter Peter Paul das Haupt der großen Malerschule, dort blühten die Künste, während Cöln, das heilige Cöln, seinen Dom liegen ließ, und der Welt damals nur fertige Thonpfeifen lieferte. In unsern Tagen, als Cöln sich wieder fühlen lernte, gleich nach den Franzosenkriegen, haben begeisterte Alterthümer hier den Ruf einer Altcölnischen Malerschule in die Höhe zu bringen versucht, aber es hat dem Cölnischen Klüngel doch nicht gelingen wollen. In Flandern feierten die Künste zugleich mit dem üppigen Bürgerthum eine Blüthenzeit. In Cöln hat das Mittelalter, obschon es uns noch auf allen Seiten entgegentritt, doch keinen Gipfelpunkt der Schönheit erringen können. Das Mittelalter errang in ganz Deutschland nur eine

^{*)} Das Haus, in welchem der große Maler geboren sein sollte, war zugleich dasselbe, in welchem Maria von Medicis thatsächlich starb. Rubens ist jedoch, wie sich neuerlich festgestellt hat, in der damals nassauischen Stadt Siegen an der Sieg (Regierungsbezirk Arnberg) geboren. Sein Vater, ein wegen religiöser Verfolgung nach Cöln geflüchteter Flamländer (aus Brabant) wurde in Siegen vom regierenden Grafen von Nassau, wegen seiner Liebschaft mit einer Prinzessin des gräflichen Hauses, gefangengehalten. Man gestattete seiner Frau aus Cöln herüberzukommen, um ihren Mann im Kerker zu pflegen, und dort, nicht in Cöln selbst, hat Peter Paul das Licht der Welt erblickt.

zerstückelte, gebrochene Größe. Vielleicht weil Deutschland noch eine Mission für die Zukunft hat. Dann thut es um so mehr noth, aufzudecken, wo und wie noch mittelalterliche Fesseln an unsern Kleidern herumtrödeln. Cöln aber, so scheint es, war in's Mittelalter so sehr versunken, daß es sich aus den steifgewordenen Formen von selbst nicht erlösen konnte. Es hatte sich gegen den Geist des sechzehnten Jahrhunderts, gegen den Geist der religiösen Aufklärung, mit einer gewissen blöden Hartnäckigkeit hinter fanatischem Aberglauben verschänzt, es war mit diesen Verschanzungen fast zur Ruine geworden und schleppte seine alten steifen Glieder in die neue Zeit hinüber, bis die Franzosen kamen und das fast spanisch bigotte, fast ägyptisch verschlossene Cöln mit gewaltsamer Faust wach rüttelten.

Georg Forster hat uns Cöln kurz vor dem französischen Umsturz in seinen „Ansichten vom Niederrhein“ im Jahre 1790 geschildert. Er nennt es das finstere, traurige, menschenfeindliche und menschenöde Cöln. „Es hat,“ schrieb er, „soviel Thürme, Kirchen, Klöster, Capellen und Altäre, daß die Zahl meinen Glauben übersteigt!“ Forster hat sie nicht gezählt, erinnert auch nicht an die mittelalterlichen Angaben, die wohl zu den Prahlereien des Klüngels von ehemals gehörten, wonach Cöln soviel Kirchen und Klöster gehabt als Tage im Jahre. Es waren deren, wie wir aus anderen Mittheilungen ersehen, über 200 gewesen. Jedenfalls wimmelte es hier von alten „Steefen,“ wie die Cölner sagen, von Stiftern, Abteien, Commenden des deutschen und maltesischen Ordens, von Mönchs- und Nonnenklöstern, und zählt man die kleinen Capellen und Capellenchen hinzu, so fanden die Franzosen sicherlich ihrer 150 vor. Die Bevölkerung belief sich damals auf nicht mehr als 40,000 Menschen, sodaß also auf je 266 Seelen ein Kloster, eine Kirche oder Capelle kam. „Gleichwohl,“ schrieb Forster, „ist neben so vielen kein Plätzchen übrig, wo die Christen, die den Papst nicht anerkennen, ihre Andacht frei verrichten dürfen!“ Der Magistrat, der den Protestanten die Religionsübung innerhalb der

Stadt bewilligt hatte, mußte seine Erlaubniß kurz vor Forsters Zeit zurücknehmen, weil der katholische Pöbel mit Aufruhr, Mord und Brand gedroht. „Dieser Pöbel,“ sagt Forster wörtlich, „der beinahe die Hälfte der Einwohner, also einen Haufen von 20,000 Menschen ausmacht, hat eine Energie, die einer besseren Leitung bedürfte, um Cöln wieder in einiges Ansehen zu bringen.“ Forster fand das müßige Geschäft der Bettelei förmlich organisiert. Bettlerhorden waren ja immer eine Miliz der Priester. Sie trieben im heiligen Cöln ihr frommes Handwerk mit einem seltenen Raffinement. Alte Bettler hinterließen hier erblich den Jhrligen die ihnen durch Verjährung rechtlich zugehörigen, einträglichen Plätze an den Kirchthüren, oder schlugen sie als Heirathsgut für ihre Töchter hoch an. In der Osterwoche war es üblich, daß auch verschämte Arme, in schwarze Kittel vermunimt, Flortücher über den Köpfen, haufenweise die Gassen durchzogen, niederknieten, den Rosenkranz beteten und von den Vorübergehenden um der Reinheit der heiligen Jungfrau und der Todesnoth Christi willen Almosen forderten. Diese verschämten Armen hießen *Karpengeden*. Ihren widerlichen Aufzug ahmten die halbnackten Kinder auf den Gassen nach, schlugen die zerrissenen Hemdchen über den Kopf und übten sich die heilige Mummerei ein. Mit dem Uberglauben wurde Unwissenheit und Trägheit von der Religion unterstützt und geheiligt, und ein Pöbel dieser Art, von herrschsüchtigen Priestern geleitet, mußte dann freilich aller Cultur der Jahrhunderte trogen. Damals erging von der Cölnischen Klerisei an den Kurfürsten die dringende Bitte, einem Professor der Philosophie in Bonn den Gebrauch eines Feder'schen Handbuchs bei seinen Vorlesungen zu verbieten. Und war das nicht noch in unseren Tagen gegen die Hermesianer der Fall, gegen den Hermesianismus in Bonn, der nichts bezweckte, als den katholischen Glauben auf Kant'sche Grundsätze zurückzuführen und denkgemäß zu machen! War der Erzbischof Droste-Vischering nicht in den Händen ultramontaner Mönche, die gegen alle weltliche Gewalt heimlich oder offen Krieg

führen? Forster fand zu seiner Zeit auch noch ein Trappistenkloster in Cöln. Er sprach mit einem Mönche dieses Ordens. Dieser Orden hatte nämlich das Gelübde des Schweigens — stillschweigend abgeschafft, und der fromme, geistig abgetödtete Bruder schwappte allerlei elendes Zeug zusammen; er hatte mit dem Reden natürlich auch das Denken verlernt. Das Gelübde war beseitigt, aber das Kloster bestand. Das ist ja überhaupt der Fluch des menschlichen Wiges. Haben seine Erfindungen ihre Bedeutsamkeit verloren, ist die Seele in ihnen erstorben, so bleiben noch Jahrhunderte lang die Rudera des Leibes starr und fest, und mit diesem unüberwindlichen Phlegma, ist der Spiritus verslogen, ringt ein jugendlicher Geist nicht selten einen bitteren Todeskampf.

Man hat auch aus dem Jahre 1800 ein Schilderung Cölns *). Ihr Verfasser zählt 83 Thürme, 24 große und kleine Thore, 11 Stifts- und 19 Pfarrkirchen, 49 Capellen, 19 Manns- und 39 Nonnenklöster. Vonder Summe von 3000 geistlichen Personen, die er angiebt, kommen also fast 10 Seelen auf einen Seelsorger, die Quaesolae, devote Krankenwärterinnen **), und die Blassertarii eingerechnet, die für einige Blasserte (eine Groschenmünze) Messe lasen. Das Domcapitel des Erzstifts hatte 50 Präbenden, aber die ehrenwerthen Domherren und Capitularen waren vor den Franzosen geflohen und hatten in ihrer Vorsoorge für den Himmel die Domschätze mitgenommen. In dem alten Plunder von reichsfreistädtischen Rechten und frommen Stiftungen, die dem Bauche des Müßiggangs dienten,

*) A. Klebe, Reise auf dem Rhein durch die deutschen Staaten von Frankfurt bis zur Grenze der batavischen Republik, und durch die französischen Departemente des Donnersberges, des Rheins, der Mosel und der Roer im Sommer und Herbst 1800. 2 Thle. Frankfurt 1801 und 1802.

**) Quae solae, d. i. isolirte Betschwester. Der gemeine Mann sagt: Dulssele. Die Conventsbewohnerinnen heißen hier: Cunvantsfrakele. — Mönchsklöster hat man noch nicht wieder in Cöln, aber die fünf Nonnenklöster sind übervoll.

räumten dann die Franken schnell genug auf. Von den 150 Gotteshäusern sind jetzt nur noch 25 übrig. 50 Kirchen, 58 Capellen schaffte die Republik bei Seite und zog 200 Millionen Gulden vom Kirchengut ein *).

Mit diesem einfachen Gewaltstreich brachten die Franzosen in den Trödel der heiligen Wirthschaft eine grenzenlose Verwirrung der Begriffe, eine Auflösung aller moralischen Bande. Manche geistlichen Schleppröcke sprangen nach der Aufhebung der Klöster plötzlich mit einem ausgelassenen Heißhunger ins weltliche Leben; Schaaren frommer Schwestern, die den Altar der heiligen Jungfrau verlassen mußten, warfen sich plötzlich der Venus vulgivaga in die Arme. Der Hauptstapelplatz des alten heiligen römischen Reiches verwandelte sich mit einem Male in einen Schauplatz zügelloser Verwilderung. Gegen die plötzlich entfesselte Emancipationswuth frommer Jungfrauen, die um den Freiheitsbaum tanzten und die Jacobinermütze küßten, ist die Doctrin der cigarrenrauchenden freien Weiber von heute nur ein Kinderspiel. Die Capuze und die rothe Mütze haben vielleicht nirgends ein so seltsames Carnevalsest gefeiert wie in Cöln, als die Republik Frankreich zum ersten Male wieder im Fasching zu „klüngeln“ gestattete. Als damals altes und neues Jahrhundert Stirn gegen Stirn aneinanderstießen, hat der Wis der Cölner in grotesken Funken gesprüht und der plötzlich gottvergeßene Drückes sich weltlich ein Benegethan!

*) Dies sind die Güter, die durch den Pariser Frieden in das preussische Krongut übergingen. Die Geistlichkeit weiß das, die Ultramontanen rechnen mithin den Neubau des Doms nicht allzu hoch an, halten das noch für einen genügenden Ausgleich für das verlorne Kirchengut!

Drittes Kapitel.

Die Cölner Mundart, das Cölner Hänneshen und die Frau Heezig
im „Elend.“

Nach römischen Alterthümern darf man hier nicht viel suchen; sie sind in der Colonia Agrippina feltner als auf andern Punkten am Rhein, welche die classische Bezeichnung nicht so stolz auf der Stirn tragen. Der Drusenstraße kann man es nicht streitig machen, ehemals platea Drusi gewesen zu sein. Von der Hahnpforte sagten mir dortige Alterthümer, sie verdanke ihren Namen nicht dem gallischen Hahn, sondern dem alten Janus der Römer, die Ehrenpforte rühre nicht von deutscher Ehre, sondern von der Göttin Hera (Juno) her. Die Griechenpforte nennen sie verdorben die „Kreechpoz.“ Ein gelehrter Thümmler behauptet steif und fest, die Bispgasse, die freilich auch Bopsgasse heißt, leite ihren Ursprung von Marcus Bipsanius Agrippa her. Was ist mir Sekuba, daß ich um sie soll weinen! Das germanische Mittelalter hat das Antike hier ganz überwuchert. Auch sind die römischen Benennungen im Munde der Leute schon früh verunstaltet. Wer will die Maatpforte für eine porta Martis halten, da die Cölner „Maat“ für Markt sprechen? Durch das Paphenthor (porta Paphia) mag die paphische Frau Venus oft genug ihren Einzug gehalten haben; die Pforte kann aber ebenso leicht nach verdorbenen „Pfaffen“ sich nennen. Aus dem lacus Mummius haben sie eine Mummerälaache gemacht, wie denn Vieles hier im ganzen heiligen Mittelalter zu einer sumpfigen Lache wurde. Je weniger man hier antike Studien treiben kann, desto mehr bereichert man sich in seiner Kenntniß christlich römischer Heiligen. Aber man hat auch hierbei mit dem Dialekt der Cölner zu kämpfen.

Ist der Rhein die Straße zwischen der Schweiz und Holland: was Wunder, wenn am beiderseitigen Ufer Sprachsegen von der Schweiz und Holland hangen blieben, Ober- und Niederdeutsch in den rheinischen Mundarten sich verschmolzen, hier das Eine, dort das

Anderere mehr auftaucht, je nach Lage und Verbindung der Ortschaften, obgleich man Königswinter mit dem Siebengebirge als allgemeine Grenzscheide zwischen Nord und Süd am Rhein festhalten kann. Viele Schweizer Laute hört man den ganzen Fluß hinunter bis nach Holland zu. Unterhalb Mainz verlieren sich die Kehllaute, oberhalb beginnen schon die zischenden sch. Der Rheinpfälzer näselt das n am Schluß der Wörter wie der Franke, der die Sonne die Sun n h nennt; oder er läßt das n fort und schwäbelt: er isch komme, hat mir'sch gebe. Das Cölnner jet für etwas wird oberhalb Mainz schon von dem eh bes verdrängt, oder dem e p p a s, wie die werthen Sachsenhäuser bei Frankfurt belieben. In den Dörfern des Elsaß kann man die Predigt vom Säemann also vernehmen: „Guck, 's isch amol a Saymann g'sin, der isch nuusgange zu sayn. Und derwielst er g'sant hat, isch ebbes dervohn an den Wäg g'falle, doa sinn die Bejel kumme, un hän's uffg'fresse!“ — Das „g'sin“ ähnelt dem Schweizerischen „g'sy“ für: gewesen. In der Pfalz drängt sich verdorbenes Französisch mit seinen Nasenlauten dazwischen, und neben Ausdrücken wie Passeltangh (passe-le-temps) klingen dann ferndeutsche Flüche wie: „Krieg' du die Kränk!“ um so possierlicher. Hat man doch von der pfälzischen Mundart eine Grammatik, deren Verfasser das Zeitwort „Hopfen zupfen“ als Paradigma abbeugen läßt. Ich hoppezoppe, du hoppezoppest u. s. f. beginnt die conjugatio verbi, und zum befehlenden Modus nimmt man den beliebten Fluch zu Hülfe: „Krieg' du die Kränk' und hoppezoppe!“ Kaiser Napoleon wußte diese fluchenden Pfälzer in seinem Heere sehr wohl zu schätzen; er rief bei Leipzig mit dem Fuße stampfend: Les Kränkfrieger en avant! Die „Kränkfrieger“ aus der Pfalz waren aber schon zu den Brüdern übergegangen und dem Kaiser blieb nur die „Kränke.“

Am Cölnischen Niederrhein herrscht das Platt vor, das uns an unsern Stiefbruder M y n h e r r gemahnt. Aber auch Westfalen liefert zur Mundart des Rheins dort seine liebenswürdigen Beiträge. Preußen hält gern getreue Kinder aus Westfalen am Rhein in Garison, und die „Hacketau = Brauer“ in Cöln, allezeit „praht“ (parat),

haben mit ihrem starkherzigen Phlegma auch wohl ihr westfälisches Flickwort als dort eingeschmuggelt, ein Wörtchen, das so überflüssig und doch so charakteristisch ist, wie das halt der Oesterreicher. Die Cölner weiche Mundart mit den platten Mitlautern hat eine eigenthümliche Scheu vor allen r und t. Ihre Erde ist Ahd, ihr Herz klingt wie Heez, ihre Wurzeln sind Woze!, ihre Dornen Döner. Die Cölner essen Keesch statt Kirschen, Tröhh statt Früchte. Und die „Cölsche Jungen,“ zu denen sich auch die Alten zählen, sind auf ihr Deutsch so verstockt (verstockt) wie die Braunschweiger, die, weil sie mit den Hannoveranern und Nordseeküstenländern das st fein aussprechen, sich im Besitze des „rainsten Daitsch“ dünken. —

Es dunkelte bereits, als ich, von meinen Wanderungen und Alterthumsstudien müde, in den verschlungenen Gassen den Weg nicht mehr allein zu finden glaubte. Es lag mir nicht daran, im coquetten und steifen Hotel zu Nacht zu speisen; wie Shakespeare's Prinz Heinz nach Dünnbier, hatte ich ein Gelüst nach einer stillen unterirdischen Höhle, wo man sein „Dröppchen“ mit Gemüthlichkeit schlürft. Ich denke, es war an der „Bierwindenecke,“ wo allerlei lustiges Gefindel, das der Ecke vielleicht den Namen gab, zu flattern pflegt. Ich ersah mir aus dem Haufen großer Hänse einen hübschen flotten Burschen zum Führer. Es war ein ächtes „Cölner Hänneshen.“ Im Hänneshentheater, wo sie die goldene Hochzeit des Bestvaters, den Eckensteher Hannes im Verhör und ähnlichen Kurzweil spielen, sieht man kaum ein besseres Exemplar vom Cölnischen Drückes im Kleinen. Diese Jungen an der Ecke sind historisch in Cöln. Als Cöln noch finster und dunkel war, ich meine, als es für seine engen Gassen noch keine Laternen hatte, standen die Burschen Abends mit Fackeln für den Dienst der Fremden bereit, um sie in all die Spelunken zu führen, an denen das heilige Cöln zu heidnischen Ergötzlichkeiten so reich war. Ich nahm den Jungen in Lohn und er trabte „flöck genöhh“ (slink genug) neben mir her. Auf meine Frage, was sein Geschäft sei, sagte er: „Nu, ich bin ja Bäckelchesträger!“ — Bäckelchesträger ist, was

wir Magdeburger Sackföhder, die allgemein Deutschen einen Sackträger nennen. — „Du bist doch noch zu jung dazu!“ sagt ich ihm, „willst Du nichts lernen?“ — „Enä,“ war die Antwort, „Daachlöhner will ich wähden. Un de Lüd ze amüsire!“ setzte er hinzu. — Ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß mein Sinn nach all den Herrlichkeiten, die er mir aufzählte, nicht stand. Leider traf ich kein Hänneshentheater; das große Theater war ebenfalls geschlossen; mich verlangte nach einer gemüthlichen Kneipe. „D dafür wähden ich wahl Sorge!“ sagte der Junge. — Wo man ein einfaches Abendbrot bekommt! — „Morzapper!“ rief Hänneshen und jubelte laut. Es ergab sich, daß „seife Frau Moh“ (seine Frau Mutter) einen Weinschank hielt, die Frau Herzig an der Josephstraßenecke, unfern von der Schnurgasse, wo ehemals die heilige Mutter Gottes eine Kirche hatte. „Meer hann Wing (Wein) uus alle Zone!“ rühmte der Bursch, „en Bleichertche ze föhr Silberzroschen dat Quartchen, un Böckemme (Bücklinge), Lefferwoosch, Blootwoosch, un Alles, wozu 'nen Minisch äckes (nur) Anmelung (Verlangen) hät. Dat drockene Couvertche kost fünf Zroschen!“ — „Eß et wiet, mien Jung?“ fragt ich. — „D jahr nich wiet, mie lievs Herrche,“ war die Antwort, „meer sinn hie bahl ahnet Glend!“

Das „Glend,“ wie das Stadtviertel heißt, dehnte sich aber doch weit genug hin. Der Bursch war redselig und „aandöhnlich“ (zu-thunlich); er erzählte mir seine Streiche vom letzten Kirmesstraßfehl. Er war einer von „de rächte Hänneshen gewäs, dä met Trumme, Fleute un Larumme,“ wie er eine Art von Tamburin nannte, auf dem Markte gelärmt und mit den Schlüsselbüchsen gefeuert. „D Jes Maria, sinn meer da jeß gewäs!“ rief der Junge ganz ausgelassen. „Do hätt eer ens dat Mögegeschwänke un Schreien un Gebälke siehn un höre solle!“

„Hat es keine Prügel geseht?“ fragt ich den Buben.

„Tackermoh!“ rief er, „ich bin och kee Heezbrenner (Herzbrenner, Memme), ävver meer mahten us op de Lappen, wammer de Bratullje sahen, un ich war de Geste, dä sich durch de Koth jemahst üvver der Müümaat!“

„Hat es zu Hause Strafe gegeben?“ fragt' ich.

„Vam mie Bah?“ (von meinem Vater) sagte der Junge traurig.

„Wie Bah hann se eingesteckt, un hã is noch nit los!“

„Hat er mit revoltirt?“

„Hã hätt mem Doßepissel (mit einem Ochsenziemer) dem eine Prüß den Röckstrank schwarz un bloß geschocht (schwarz und blau geschauert)! O dã Prüß sinn su grippig un sinnig!“

Grippig und sinnig soll gewiß boshaft heißen. Der Vater also eingesteckt, und der Junge entwischt! Es schien, ich sollte hinter einige Cölnische Familiengeheimnisse kommen. Ich ging mit dem Jungen zu Frau Heezig tiefer ins „Glend“ hinein.

Bei der ehemaligen Mutter Gottes auf der Schnurgasse im Glend wimmelte es von Gästen. Weil der Ort doch ehemals ein geweihter gewesen, hing nicht bloß am Pfosten der Thür ein Marienbild, sondern war auch der mittlere Pfeiler, der die Decke des gewölbten Saales trug, zu einer Art von Altar hergerichtet, und mit Tüchern, Bor-den und Schnitzwerk „bestirvelt“ (ausgeschmückt). Hãnneshen, der mich durch das Gedränge der Leute führte, machte hier seinen Knix, dort seine Reverenz, und hatte weiter kein Arg dabei, wie er sah, daß ich ihm nicht Bescheid darin that. Der Junge hatte Lebensart genug, mich seiner „Frau Moh“ vorzustellen; ich folgte ihm ins kleine hintere Zimmer, wo die Frau Heezig von einem höhern Sitze aus als dame du comptoir das Schankgeschäft leitete und durch die offene Thür die Bewirthung der Gäste im Saal überwachte. Es wurde mir bald klar, warum die rüstige Frau sitzend ihre Herrschaft führte und aus der Ferne Diener und Mägde durch Blick und Ruf lenkte. Ihre Füße ruhten auf einem Schemel, und im vertieften Schooß hielt sie leicht überdeckt einen Säugling am Busen. Hãnneshen machte mich in seiner Weise mit ihr bekannt. Sie konnte den Jungen nicht verleugnen; Mutter und Sohn trugen die ächten Kennzeichen der Cölnner Menschheit zur Schau, die hochgestirnten, krummaßigen Köpfe mit dunklen Blicken und scharfen Augenbrauen. Nur der

weiche Singfang der naiven, listigen Mundart milderte die strenge Härte im Wesen der Frau. Wie sie so dafasß in ihrem natürlichen Mutterberuf, das einschlafende Knäblein im Arme, und der große Bube sich über den kleinen bückte, war fast das lebende Bild einer heiligen Familie fertig. Nur war das Bild ins Platte übersetzt, wie es die Niederländer malten. Der Joseph in der Gruppe fehlte dazu; der „Bitter Jussen“ saß als Revolutionär in der Haft. „Sedde Se sich nedder!“ sagte die Frau. — „Eß et an Brühß?“ flüsterte sie dem Hannes zu, der es zu bejahren schien. Ich ließ die keinesweges schmeichelhafte Meinung der Leute, für einen Preußen zu gelten, gut sein, und dachte nur still für mich, wie schlimm es sei, wenn Preußen nach dreißigjährigem Besitze der Rheinlande es noch nicht dahin gebracht hat, daß die Kölner sich als Preußen fühlen. Wie dem Italiener Engländer und Keger ein gleichgeltender Begriff ist, so verstehen die Kölner unter Brühß den Protestanten und den Soldaten; das eigene Landeskind, das dienen muß, ist nur so lange Brühß, als es die Uniform und die Soldatenboß (Soldatenhose) trägt, hernach ist es wieder 'nen Cöl'sche Jung'. Ebenso wenig mag unter dem Volke der Begriff eines Deutschthums lebendig sein. Es fehlt in diesen katholischen Ländern noch sehr an der Schulbildung, um dem Gefühl irgend einer anderen großen Gemeinschaft als der kirchlichen entgegenzureifen. Der alte Wahlspruch Kölns:

„Un fall et sößß, ov fall et soor,
Bliem noor blem dütsche Rich!“

ist wohl mit dem alten Reich beseitigt.

Ich sagte zur Frau Heezig, ihr Hänneshen hätte mir vom Kirmeßaufruhr erzählt. „D, dat sinn jecke Dahge gewäs!“ sagte sie, „un wenn de Faastzeit (Fastenzeit) eraan kött (herankommt), sahl et wedder losjehn mit Revolt et Dprohr, o du mie Jes Marie! Äwver dat Hänneshen sahl mie nich wedder unter dee Gerichdiener; meer kann e löstige Broder sinn, wie et frödderhin wahr, äwver Ehr jroße Jecke von hüte, Ehr meent wahl jahr, Ehr könnt' allein durch Cölle trecke! Et eß keen Döppchen esu (so) klein, et paß n' Deckelsche drop!“

Hännesschen vertheidigte sich; die Anderen hätten ihn „ahngesteef“ (angestiftet) und ihn ausgezankt, wenn er nicht mitgemacht.

„D dat Schängien (Schimpfen) moosß meer joht verdragen könn!“ sagte die Frau. „Un wat vun meer 'nen Gßel sprich, dat acht ich nit!“

Die Frau war in der That verständig, und wie ich sagte, die Bürger, nicht die Buben, hätten gegen die Obrigkeit ihre Rechte auszufechten, rief sie: „Dat esß janz richtig, meer darf nit jegen 'nen slöhenden Backoffen jappen! Se han et sleich em Anfang zoo bunt (bunt) gemacht, un mer fällt nit met der Döhr en et Huus!“

Das war nun so die praktische Weisheit der Frau Heezig im Glend. — „Und Ihr Mann, der Bitter Zuffey?“ fragt ich, als der Bube sich entfernt hatte.

„D mie Mann,“ sagte die Frau, „hå äß 'nen dröglischen (verträglichen, heezensjohden Mann, 'ne johde Flöpp, wie mer sähd. Awwer hå komm met mallig (Jedermann) jern in Dispetack (Disput). Zwor bin ich och nit op de Muhl jefallen un nemme och keen Blatt vör der Munk, meer künne su zemlich sage, meer sinn Speck un Schwacht (Schwarte) vun eener Aht (Art). Ich hatt Leid un Möhden (Mühe) inn zo tuschen (beschwichtigen) un zo halde. Ich sag innu: Geck, loß Geck elans (vorbei)! Awwer da sinn dä Gieselmühler (Rachmäuler), Klaasbröder (Plauderbrüder) un Uzwüggeln (Spaßvögel), der Gölle bahl (bald) esu vill hät. Hä kunnt senger Neuscheerigkeet platterdings nit Heer wäde un da esß hä hinnenlopen de Gursjöscheteht halver. Ich sag: wä en't Jestrüp jeiht, dä blieb aan den Döner hange! D hellige vehzehn Ruhthälfer (vierzehn Nothhelfer)! noo sett hä sett! Un en de selwen Nahch (Nacht) esß dä klei Klatterjöhnche op de Welt jefommen!“

Das „Klatterjöhnche,“ der kleine Balg, den sie an der Brust hielt, war inzwischen aufgewacht und schrie nach Nahrung. Sie schwenkte das Kind auf ihren Armen in die Höhe und hielt es mir singend entgegen.

„Hopp Marjånche, hopp Marjånche!
 Loß dat Böppchen danze!
 'nen johden Mann, 'nen abd'gen Mann,
 'nen Mann vun Gumplesanze. —
 Drückchen, Drückchen, stör dich an nicks
 Un schmeer ding Schob met Eierwicks!“

So sang sie lustig auf den Buben ein, und legte ihn dann, wie das Lied ihn nicht beschwichtigte, von neuem zurecht, um ihn zu stillen. Halb brummend sprach sie über ihn gebeugt:

„Wie liew Dierche,
 Hänn ich e Bierche,
 S' kriechst oh det Stäpche.
 Schmeckt äwwer det Stäpche,
 So juht as det Bierche,
 Kriechst ooch le Eierche!“

Ich zog mich in das Gastzimmer zurück, labte mich an Löffelwoosch mit „Schlooh“, wie sie den Salat nennen, und trank meinen Schorpen Bleichert. Dann scharfte ich die Zeitungen zusammen, die auf den Tischen zerstreut lagen, und suchte mich in den rheinischen Journalen zurechtzufinden, um zu erfahren, wie sich auf diesem, nicht immer sichern und zuverlässigen Boden die Welt ausnimmt.

Viertes Kapitel.

Die Dombausteuern, die Keker und die Cölnner Heiligen. Ursula und die 11,000 Jungfrauen. Das Dombild von W. Kals. Die heiligen drei Könige, Apollinärsch, Sint Alevises, Panteljuhns, das Gedenberndchen, Sanct Maternus.

„Han Se denn jar keen Krückchen Verstand för unse Duhmbauverein?“ sagte die Frau Heezig, die hinter mir stand und mir schon lange von fern zugeschaut, wie ich mich in die politischen Zeitungen verlor. Es war spät geworden, die Gäste hatten den Raum verlassen, ich saß fast allein noch da und die gute Frau stand neben mir. Sie reichte mir jetzt das Dombaublatt; noch ganz feucht, war es so-

eben aus der Druckerei gekommen. Sie pußte mir „das Leech“ und setzte sich mir gegenüber, mich gutmüthig, aber befremdet anblickend. Ich betheuerte ihr mein Interesse an der Sache des großen Baues. Im Blatte stand die Berechnung der Einnahmen und Ausgaben bis damals getreulich verzeichnet.

Aus Staatsmitteln hat der König im Laufe der ersten vier Baujahre die Summe von 200,000 Thalern auszahlen lassen. Von sämmtlichen 117 Dombaupereinen waren bis 1846 etwa 124,000 Thlr. eingegangen, die Cathedralsteuer von 26,000, und der Beitrag des großen bayrischen Vereins von 48,000 Thlrn. mit eingerechnet. Mit den Beiträgen der Fürsten ließ sich die gesammte Einnahme von 1842—1846 auf beinaß eine halbe Million ansetzen. Aber die Kosten beliefen sich auch hoch; auf den Ausbau des Nordportals waren allein fast 100,000 Thlr. verwendet worden. Im Ganzen ließ dann der Eifer nach, selbst die Freimaurer mochten in den Logen nicht mehr sammeln. Wir wissen nicht, wie es jetzt mit der Collecte des Domgroßschens in Cöln steht; aber wir sind der Meinung, der Kirchenschatz der heiligen drei Könige, wollte man ihn münzen, würde ausreichen, den ganzen Dom zu vollenden. Könnte man einen todten Schatz besser anwenden? — Ein gutes Zeichen für den Fortgang der Sache war es, als bei der Erneuerung der Vorstandsmitglieder des Centralvereins zu Cöln neben sieben Katholiken die Wahl zugleich auf drei Evangelische fiel. Allein ein Antrag, den Schatz der heiligen drei Könige anzutasten, würde von diesen drei Evangelischen nicht gewagt worden sein. Hat doch der protestantische Baumeister, der treffliche Zwirner, von Anfang an mit seiner Person viel Anstoß erregt und in seinen Bauvorschlägen noch in den letzten Tagen viel Aergerniß gegeben. Nord- und Südportal sind jetzt (1856) fertig; in zwei Jahren soll das Schiff der Kirche fertig gewölbt und überdacht sein. Herr Zwirner bestand auf einen Dachstuhl von Eisen. Das gab heillosen Zank mit den katholischen Vorstandsmitgliedern. Nach dem bekanntlich in Darmstadt aufgefundenen alten Urplan des

Doms sollte der Dachstuhl auch wieder von Holz sein. Eisen für Holz: das schien Gewissenssache, gehörte dem heidnischen, wenigstens weltlichen Fortschritt der Zeit an! „Meine Herren,“ sagte Zwirner, „wenn unsere Altvordern so weit wie wir in der Eisensabrikation gewesen wären, sie hätten sicherlich keinen hölzernen Dachstuhl beschlossen!“ — Dies entschied. Ein Dachstuhl von Eisen ist ohnedies leichter als ein hölzerner, weil er weniger Material erfordert. Ein eiserner ist ohnedies billiger, und auch das mochte entscheiden.

Bei der neuen Grundsteinlegung (1842) hatte Erzherzog Johann von Oesterreich das große Wort gesprochen: „Kein Oesterreich, kein Preußen, — ein einiges Deutschland!“ Sechs Jahre später (1848) feierte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen das Fest der sechshundertjährigen Grundsteinlegung des Doms unter Friedrich II. von Hohenstaufen; Erzherzog Johann war als Reichsverweser der „Gast“ Preußens. Damals hieß der Bau ein Symbol der deutschen Einheit. Aber die Thatsache deutscher Einheit, das Parlament zu Frankfurt, wurde schon angezweifelt und des Reichs Verweser wußte nicht mehr ein und aus vor dem Einfluß Preußens, das sich die Kaiserkrone bieten ließ, um sie auszuschlagen. Symbol deutscher Einheit! Ja, zum Symbol ist zurückgedrängt, was Thatsache sein sollte. Nicht einmal confessionelle Verträglichkeit ist am gemeinsamen Werke des Baues erzielt. Die protestantische Welt hat Illusionen genug gehabt, um dem katholischen Gotteshause zu seiner Herrlichkeit zu verhelfen! Wir brauchen bloß die Beisteuern im Dombaublatt nachzusehen. Königin Victoria steht mit 3500 Thln. verzeichnet, der verstorbene Großherzog von Baden mit 2000 Gulden, die Könige von Holland und Hannover mit je 1000 u. s. w.

Das zählt' ich der Frau Heezig auf, wie sie darauf schalt, daß die Christenheit nicht genug thue für das große Werk; ich nannte ihr die ganze Reihe protestantischer Fürsten, die beigeuert.

„Sinn dee och johte Chreßmenschen?“ fragte sie mit ihren großen Augen und hochgezogenen Brauen.

„Ja, das wohl, aber sie sind, was Ihr Keger nennt.“

„Un et es keene Lutsich dachie, dat se sich bekehren un bekegeln wöll'n?“

„Gott behüte!“ sagte ich übereilt. Die Frau Heezig machte ein verstecktes Kreuz, runzelte aber nicht weiter ihre schönen buschigen Brauen, und blieb freundlich, munter und gefällig.

„Dat hänn de jrohßen Heerschaften afzomaaken bie ehrer ewigen Seligkeit!“ sagte sie wohlgemuth. „Wenn se biesstöern zo unse Duhmbau, se wähden dä Heergott en Insehn han!“

Sie meinte also wirklich, Keger könnten selig werden, wenn sie römische Kirchen ausbauen hülßen.

„Et kann och nit fehlen,“ fuhr sie mit Selbstgefühl fort, „dat ahle Welt biesstöert, wenn et de jroße Stad van Cöllen am Rhing jilt!“

Aha! dacht' ich, der Klüngel regt sich. Ich lächelte der Frau ins stolze Angesicht. Ich sagte ihr, es gebe ja viel größere Städte als Cöln, ganze mächtige Reiche, in denen kein katholischer Christ etwas gelte und die trotzdem ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden erstreckten.

„Dat mach wahl sinn!“ erwiderte sie trocken, „äwmer merr hän dü villen Heiligen, un bis op den hückigen (heutigen) Daach es et dat jroße heilige Cöllen.“

Ich äußerte, ich sei just nach Cöln gekommen, um die vielen Heiligen kennen zu lernen.

„Siz de, wat de kloog biß!“ rief sie neckend. „Morgemög! Ehr sinn wohl da hinten innet jrohße Brühßenland rech an Heiligen afjebrannt?“

Ich fragte, um welches Heiligen willen sie denn in Cöln den Dom ausbauten; wenn Protestanten dabei hülßen, so geschäh' es doch nur zu Ehren einer neuen und doch sehr alten Heiligen, der heiligen Germania.

„O jömming! dat muß 'ne wonderliche Heilige sinn!“ sagte sie spottend, „dä hänn meer nit, un meer hänn doch ahle! Meer hänn

dä hellige Jongfrau, dä helligen Jereon, ahle Zint (Sanct) Apostle un arsfundesch unse lieve hellige Urschel. Hee kann dat groöze Schildren im Duhm besehn!"

Ich kannte bereits das sorgfältig mit einem Vorhang geschützte, alte werthe Bild im Dom, das die drei Schuttpatrone der Kirche darstellt, die Mutter Gottes, den heiligen Gereon, der mit der thebaischen Schaar hier den Martyrtod starb, und die heilige Ursula, die nach der Sage mit ihren 11,000 Jungfrauen in Cöln begraben liegt. Ursula war eine stolze Britin, die mit so viel Gefährtinnen den britischen Kriegern, welche die gallische Küste erobert hatten und sich nicht mit fremdem Blut vermischen wollten, von England nachgesandt wurde, um ihnen vermählt zu werden. Allein sie wurden an die deutsche Küste verschlagen, geriethen an den Rhein bis nach Cöln und wurden hier von den Hunnen niedergemetelt, da ihr Geschmack zu gut und ihr Vollblutsdünkel zu stark war, um hunnische Weiber zu werden. Daß ihre Jungfräulichkeit so hochgefeiert wurde, während sie doch ihren britischen Bräutigamen nachzogen, ist vielleicht eine spätere Erdichtung der römischen Cölibatäre. Eine Wanderung britischer Jungfrauen nach dem Rhein, die erste Touristenchaar aus England, mag 300 Jahre vor Christi Geburt zur Zeit des römischen Kaisers Gratianus stattgefunden haben. Nur hat man ihre ungeheure Zahl schon früh bezweifelt. Sancta Ursula et X. I. M. V. lautet die Urkunde. — Es war eine schöne, kindlich bescheidene Zeit, als man am Christenthum nichts weiter in Zweifel zog als die Zahl der heiligen Jungfrauen. Unser großer Leibniz versuchte sich schon in einer schüchternen Conjectur der Handschrift. X. I. M. V., war seine Hypothese, könnte Xim. B., Ximilla Virgo, eine Gefährtin der Ursula, gewesen sein; daß ihrer Zwei den zukünftigen Männern nachgezogen seien, meinte Leibniz, sei glaublich. Weniger subtil waren andere Erklärer, die nur XI. als Zahl gelten ließen und M. V. als Martyres Virgines verstanden. Damit war die Anzahl der heiligen Jungfrauen wenigstens auf Elf zurückgebracht, und mich dünkt, daran hätte man schon

genug gehabt. Eine Taube hatte sich auf der Stelle niedergelassen, wo ihr Blut geflossen, und da baute man die Ursulakirche in Cöln. Durch eiserne Gitter erblickt man dort einen großen Haufen von Menschen- und vielleicht auch Pferdeknochen, die für die Gebeine der 11,000 Heiligen gelten. Auch Anatomen, nicht blos Philosophen, haben sich angestrengt, hier Untersuchungen zu machen. Man hat finden wollen, daß die Schädel der englischen Mädchen in Sancta Ursula den Römerschädeln sehr ähnlich seien, wie sich denn die römischen Begräbnisse ganz in der Nähe befinden. Der Kopf der Ursula wird noch immer in Cöln sehr heilig gehalten, aber man wird vom Cölnischen „Drückes“ jetzt wenigstens nicht mehr todtgeschlagen, wenn man die Richtigkeit der übrigen, mit Sammet und Treffen überzogenen Schädel bezweifelt. So ist denn doch das Zeitalter allerwegen und also auch in Cöln „jet“ fortgeschritten. Nur die gute Frau Heezig auf der Schnurgasse im Glend saß mit ihrem Schädel noch stark im Mittelalter, nicht aus Schwärmerei, sondern nur soweit als es zum Ruhme der „großen heiligen Stad van Cöllen“ nöthig schien.

Das große Bild im Dom aber ist ein sicherer Schatz der Cölner, eine Augenweide für alle Welt. Der verstorbene Wallraff, der für Cöln dieselben Verdienste hat, wie der Bürger Städel für Frankfurt, ist der Netter und Bewahrer des Bildes gewesen in der Zeit der französischen Bilderstürmer. Kalf steht hieroglyphisch auf dem Säbel des einen Standartenträgers im Gemälde, und so hält man Wilhelm Kalf, aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, für den Maler. Es soll die Schule der alten Florentiner verrathen. Einige waren der Meinung, es sei in Wasserfarben, und von Fra Giovanni (Johann von Giesole) weiß man, daß er mitunter auch noch ohne Del gemalt und seine Farben mit Eiweiß und Kräutersaft angefeuchtet. Vielleicht hat eben ein Cölner, der unter diesem Meister in Rom arbeitete, das Bild für seine Vaterstadt gemacht, ein braver „Cöl'scher Junge,“ der die ganze innige, aber unbeholfene, an van Eyck erinnernde Treueherzigkeit darin zur Schau gab, meinetwegen ein Willem Kalf, der sonst

ſpurlos in Italien verloren ging. Das Antlig Maria's hat die ganze knospenhafte Mädchenfriſche; der dünne Knöchelbug der Hände und die ſperrbeinige Stellung der Männer verräth die ganze Dürftigkeit, wie wir ſie in Bildern aus dieſer Schule kennen, die Wallraff in dem ſtädtiſchen Muſeum zuſammenſtellte.

Für die Frau Heezig war es eine Ehrensache, mir den Reichthum Cölns an Heiligen aufzuzählen, deren Gebeine und Reliquien dieſe Stadt zu einem deutſchen Rom gemacht. Oben an im langen Regiſter ſtanden Caſpar, Melchior, Balthaſar, die heiligen drei Mohrenkönige, die nach Mailands Zerſtörung im Cölner Dom ihre Schlafkammer erhielten. Frau Heezig bedauerte mich, nicht einige Zeit früher nach Cöln gekommen zu ſein, um der achttägigen Andacht, zu Ehren des heiligen „Apollinärſch“, wie ſie ſagte, beizuwohnen. Ein heiliger Apollinaris fehlte mir noch in meinen ikonographiſchen Kenntniſſen, die ich, nicht um das Himmelreich, ſondern um das Reich menſchlicher Bedürfniſſen zu verſtehen, mir ſeit Jahren ſammelte. „Woſür iſt dieſer Heilige gut?“ fragt' ich Frau Heezig.

„I jömmig! für de fahlende Sech!“ ſagte ſie zuverſichtlich. In der Lazarethgeſchichte der mittelalterlichen Menſchheit war alſo Apollinaris den Cölnern, was den Mainzern der heilige „Fallentin“ (Valentin) war.

An einigen Kirchthüren in entlegenen Stadttheilen fand ich auch noch zu Ehren des Sanct Moyſius von Gonzaga vollkommenen Ablaß offerirt.

„Zint Alwiſes eß 'nen meldheezigen johten Heiligen!“ verſicherte mich Frau Heezig.

Lieber Himmel! dacht' ich, ein ſo weit hergeholter Heiliger, der Moyſius von Gonzaga! Daß ein Volk in einem kindlichen Zeitalter ſich ſeine eignen Götter macht, die Kräfte ſeines Lebens ſich in den Himmel rückt, iſt begreiflich, iſt rühmlich; ſich auch in der Religion von drauſen her das Heil bringen zu laſſen, iſt troſtlos genug. Mit unſern eignen Gottheiten wären wir längſt fertig,

hätte uns Rom nicht immer neue fremde Wunderthäter geschickt, vor deren Altären unser Volk gekniet, ohne deren Heilkräfte an sich zu erfahren. Das Volk in Deutschland war immer gutmüthig genug sie sich in sein Deutsch zu übersetzen, aber dem Himmel konnte damit nicht gedient sein, und die Erde nicht glücklich werden. Und so ist's denn wohl erklärlich, daß die Mundart der Leute die fremden Heiligen so verunstaltet. „Zint Klumbach, Zint Klumbach!“ schreien mir die Leute in die Ohren; ich laufe hin, den heiligen Klumbach und seine Kirche zu sehen, und finde ein armselig Tempelchen für die taubenfromme Sancta Maria Columba. — Alte Weiber in Cöln sprechen noch immer mit Verzücung von der „Märgenkirche.“ In den kleinen verrotteten Winkelsapellen, wo es schmutzig, schautig und düster ist, da beten sie am liebsten; der große Tempel, der wahrhaft gottvolle Dom ist ihnen zu hell, zu hoch, zu erhaben. — Die Märgenkirche gehörte zu dem wüsten Baugerümpel zu beiden Seiten des Doms, das man abriß, um diesem Lust zu machen. Sie stand am Abhang einer Erhöhung, wo ehemals Venus Paphia ihren Altar gehabt. Sancta Maria ad gradus nannte man das Kirchlein, weil Stufen hinaufführten. Daraus ist dann stufenweis Mariagraden und „Märgen“ geworden. Je verkommener der Name, desto schauriger lockt das Mysterium. — „Zint Bring“ heißt hier der heilige Severin; die heilige Gertrud ist eine Geedrück und ein Drückchen geworden. Je komischer, desto traulicher.

„Newwer Sint Jörres es 'nen scharmanten Heiligen!“ sagte Frau Heezig.

„Ach was! rief ich unwillig, der heilige G ö r r e s ist ja längst in München.“

„Sahl dat wahl sinn?“ sagte Frau Heezig zweifelnd, machte aber schnell ein Kreuz, wie ich lachte; ich hatte freilich nicht gleich an ihren Georg, sondern an Joseph von Görres gedacht.

„Sinn Se als gewäs en Panteljuhns?“ fragte die Unermüdliche nach einer Weile.

Panteljuhns? fragt' ich. — Sie suchte den Namen besser zu sprechen, gab sich Mühe zu buchstabiren und es kam dann wie Pantalons heraus. Ich dachte beinah an eine heilige Hose, als Seitenstück zum Nachner Rock. Ich hatte von einem Hansnarren gehört, der in bunten Kleidern bei ganz ernstn Kirchenfesten eine Rolle spielte. „Das eß dat Geckenberndchen,“ sagte die Gute, „eß hât fröderhin in der Fastezid vörjedantz und et eß da unger all de löstige Bröder zo Grunne sejangen!“

In der That, das Geckenberndchen war eine humoristische, spottlustige Volksfigur, die den Processionen mit allerlei Grimassen und Kurzweil voranschritt. Man beschränkte dann diesen Spaß auf die Carnevalszeit und das Geckenberndchen verlor sich allmählich. So hat sich die Narrethei der Cölner immer mitten in ganz heilige Dinge gedrängt. Hätten sie unter ihren Malern einen Teniers gehabt, er hätte ihnen das Leiden der Märtyrer in Burlesken darstellen müssen.

„Panteljuhns“ ist der heilige Pantaleon mit seiner Kirche in Cöln. Dort ruhen die Gebeine der griechischen Kaisertochter Theophania, des zweiten Otto Gemahlin. Die Kirche wird zum evangelischen Gottesdienst der Garnison verwendet. Nach der Meinung der Frau Heezig ist damit der Heilige abgeschafft. Den Obersten aber und Ersten aller ihrer Stadttheiligen scheinen die Cölner fast vergessen zu haben. Es ist der erste Bischof von Cöln, Sanct Maternus, ein Schüler des Apostel Petrus, der hier das Christenthum predigte und in einer Zelle der Lys- oder Lysolphskirche begraben liegt. Er scheint so ziemlich vergessen zu sein und thut keine Wunder mehr, beinahe wie Christus, der in der Kirche von all den Heiligen verdrängt und beseitigt wurde. Meine Frau Heezig wußte vom Stifter des Christenthums nicht viel mehr, als daß ihn die Mutter Gottes geboren, die Juden ihn gemartert und ans Kreuz geschlagen.

„Ahngenähme Rau (Ruh)! — Oo Wiedderkiekens (auf Wiedersehn)!“ sagte sie freundlich, als ich meinen Schoppen geleert und schied; ich glaube, sie machte aber doch ein verlornes Kreuz hinter mir her.

Fünftes Kapitel.

Cöln im Mittelalter. Der Kampf der Erzbischöfe mit den Bürgern, der Geschlechter mit den Gassen. Der religiöse Fanatismus.

Cöln hat mehr Heilige als große Männer, auf die es stolz sein könnte. Die heilige hieß die Stadt schon in ganz alter heidnischer Zeit, als die erste Bevölkerung im Lande der Uhier hier den Mittelpunkt für ihren Gottesdienst hatte; Cöln bewahrte und hütete die heiligen Geräthschaften. Unter den Erzbischöfen weiß man dann von Otto des Großen Bruder, einem Bruno, der das Erzstift hob und dessen Freiheiten gründete. Ein Engelbert, der Erste seines Namens, auch Martyr genannt, wird wegen seiner Geseßgebung gepriesen. Unter dem Hochaltar im Dome liegt er in Marmor ausgehauen. Er sieht nicht danach aus, als hab' er sich seine Heiligkeit sauer werden lassen. Behaglich, in prachtvollen Gewändern, wie auf sorglosem Polster, liegt der gute Mann da; zwei Engel bedienen ihn rechts und links. Christus trank einen bittern Kelch und weinte Blut. Ihr stellt seinen todten Leib an allen Ecken und Enden auf in seiner zitternden Blöße; und Eure Brälaten ruhen so gemächlich in ihrem stolzen Pomp! In der Capelle ruht ein Erzbischof, dem man in Marmor einen Hirsch zugesellte. Der Mann war gewiß ein Jagdliebhaber und sie gaben ihm sein Steckenpferd mit auf die Reise nach dem Lande Jenseits. Dort ein anderer, der sich gern Schlösser baute; sie drückten ihm in Marmor ein Schloßchen in die Hand, um ihm auch für den Himmel sein Spielzeug zu gönnen. Ist das alles nicht so heidnisch, oder doch so kindisch, wie man den alten Gothenkönigen Schwert und Lanze in's Grab legte, auf daß sie auch noch im Himmel zu ihrem Plaisir Krieg führen konnten? Der römische Glaube hat jeder Zeit das ganze Leben in die Kirche getragen und es zum Opfer dargebracht. Der Protestantismus trägt umgekehrt die Kirche hinaus in die Welt, in's Leben der Menschen. Das ist der Jubegriff und der große Gegensatz beider Richtungen des Christenthums.

Die Geschichte Cölns weiß von keinem glorreichen Kirchenfürsten, dem das Geschlecht von heute noch einen Tribut des Dankes schuldig wäre. Jener Konrad von Hochsteden, der den Grundstein zum Dom legen ließ, war ein herrschsüchtiger, prachtliebender, üppiger Tyrann, der sich einen Salomo seiner Zeit dünkte und die freie Stadt mit Krieg überzog, weil die Patricier sich seiner Willkür widersetzten. Er wiegelte die Plebejer in der Stadt gegen sie auf, und in einem allgemeinen Aufstand wurden die Wollenweber, die auch senatsfähig werden sollten, massacrirt, deren Webstühle, 17,000 an der Zahl, zerstört. — Konrads Nachfolger, der zweite Engelbert, war Cölns ärgster Feind. Gewalt und List galt ihm gleich, um die Bürger zu knechten, bis er endlich vertrieben ward. Eberhardt hieß der tafsere Meister, der wider ihn die Bürger zu den Waffen rief, und allem Bann und Interdict zum Troste die Sache der Stadt führte. Seitdem mußten die Kurfürsten von Cöln auf dem sogenannten stillen Bischofswege um die Stadt in ihren Hof ziehen; die krummstabigen Herrscher, die dann ihren Sitz in Bonn nahmen, durften gesellig nur auf vierundzwanzig Stunden in Cöln übernachten. — Wer wollte die Kraft des Mittelalters verkennen, das Bürgerthum tadeln, das sich die Stadtfreiheit erkämpfte! Cöln wurde durch die Entwicklung seiner bürgerlichen Kräfte in der germanischen Welt die erste, wichtigste Stadt. Zwischen Ungarn und Griechenland einerseits und den Nordsecküstenländern andererseits war Cöln der Mittelpunkt des Handels geworden. Augsburg war die Transitostadt zwischen Venedig und Cöln. Die stolze Venetia richtete sich in ihrem Münzfuße nach der deutschen Colonia. Cöln hatte 80,000 Webstühle im Gange, und fuhr Jahrhunderte lang mit eigenen Schiffen zur See, nahm starke Zölle auf dem Rhein und ertrotzte sich das Recht, die fremden Waaren auf seinen Fahrzeugen weiterzuführen. Die Cölner Kaufherren hatten in London ihren großen eigenen Waarenhof und legten damit zur Hanse den Grund. Wenn Cölnische Kaufleute zum Kaiser an den Hof zogen, machten ihnen Junker und Edelleute Plag; es hieß: Da kommen die „Herren

von Cöln! — Das alles war kraft eines Bürgerthums möglich, das sich seiner Kirchenfürsten erwehrte. Allein das Bürgerthum brachte es zu keiner in sich selbst getragenen Festigkeit und Haltung. Der Reichthum machte die Cölner üppig, gab ihnen aber keine Kunst. In Cöln blieb dieser Bürgerstolz ein störrischer Trog, er machte die Cölner nicht gewandt und schöpferisch, ließ sie nicht einmal klug und bewußt ihre innere staatliche Ordnung feststellen, während die belgischen Städte ihren Haushalt so einsichtsvoll und natürlich gliederten, daß das Communalwesen noch jetzt bei ihnen fester begründet erscheint, als selbst die politische Form ihres Staates. In Bürgerkriegen war Cöln so gesegnet, wie nur je eine Stadt Italiens. Hatte Florenz seine Buondelmonte und Cavalcanti, so hatte Cöln seine Overstolzen und Weisen, von denen jene es mit den Geschlechtern, diese es mit den Gemeinden hielten. Patricier und Plebejer lebten in Cöln laut der Chronik wie Hunde und Katzen. An dem Verfasser dieser Reimchronik, am Stadtschreiber Meister Godefrid Hagen, hatten die Cölner ihren Machiavelli. Es erwuchs ihnen aber aus ihren üppigen Kaufherrlichkeiten kein Geschlecht der Medici, ein Geschlecht, das nach dem Ausstoben der rohen Gewalten, nach Erschlaffung des gemeinen Wesens, die Bürgerrepublik zeitgemäß in ein bürgerliches Fürstenthum verwandelte. Seiner Kirchenfürsten hatte sich Cöln um der Münzstreitigkeiten willen erwehrt, aber mit dem geistlichen Fürstenthum Hand in Hand, hätte Cöln in vernunftgemäßer Ordnung sich fest in sich selbst gliedern und zum Bewußtsein über das gemeinsame Heil kommen müssen, um den größeren Zusammenhang mit der politischen Welt nicht gänzlich zu verlieren. In Mainz hatte sich der Bischof die Stadt unterworfen; das Bürgerthum sank dort zur Schleppe des geistlichen Hofes herab. Cöln, das kräftiger und kriegerischer war, verjagte seine Erzbischöfe; aber sein Bürgerthum verschrumpfte in sich selbst, aus dem täppischen Trog ward nicht jener Stolz der zugleich klug und menschlich ist. In den blutigen Bürgerkriegen zwischen den Geschlechtern und Gemeinden unterlag immerfort dem kaufmännischen Aristokraten der gewerbliche

Plebejer. Ein Fürst hätte das demokratische Element stützen, das Gleichgewicht in der Wagschaale erhalten können. Es fehlte unter sämtlichen Kurfürsten Cölns das Talent, das diesen Ausgleich zum Heile des Ganzen auch nur in der Ahnung verstanden. Mitten in der Zeit der äußern Blüthe floß das Blut der Parteien stromweis in den Gassen, und doch wurde nichts ausgefochten, der Bürgerkrieg blieb ein dumpfes Gewühl, ein blödes Massacre. In Münster, der furchtbar düsteren Capitale des katholischen Münsterlandes, steht man an den Thürmen die eisernen Käfige, in denen die Wiedertäufer zu Tode gehungert wurden. Wir entsetzen uns über diese fanatische Grausamkeit. Aber hier in Cöln fehlte es auch nicht an Käfigen, hat man sie gleich nicht aufbewahrt zum Schrecken für die nachfolgenden Geschlechter. Ein Graf von Jülich sperrte den Erzbischof Engelbert in einen solchen Vogelbauer. Der Papst wollte den Bischof frei haben. Ei, sagte der Jülicher, ich hab' mir da einen Vogel eingefangen, der mir mein Land verwüstet, meine Leute geschunden, einen Raubvogel, keinen Bischof hab' ich im Bauer; wer ihn haben will, komme ihn zu holen! — Und Engelberts Nachfolger nahm einen Grafen von Berg gefangen, setzte ihn zum Gegendienst gleichfalls in den Käfig, bestrich ihn mit Honig und hing ihn im Freien auf, also daß die Vögel und Fliegen kamen ihn zu peinigen. — An mittelalterlicher Niedertracht hat's im gottgefälligen heiligen Cöln nicht gefehlt.

Der hohe Rath der freien Stadt hatte allezeit Roms Consuln vor Augen; d. h. die Bürgermeister hatten auch ihre Victoren, welche den beiden „ehrsamen, weisen und vorsichtigen“ regierenden Herren Fasces und weiße Stäbe vortrugen. Senatus populusque hat sich die Republik von Cöln nie gezeichnet, Senat und Volk waren nie recht beisammen, und die Erzbischöfe verstanden es schlecht das Volk gegen den furchtbaren Druck der Väter der Stadt zu schützen. Der Senat bestand aus Bürgern von den Alten, den Patriciern. Aber das Volk, in dessen Händen die Gewerthätigkeit war, begann schon im dreizehnten Jahrhundert sich zu fühlen. Es kam zwischen den Geschlechtern

und den Gassen, wie hier die Zünfte hießen, schon früh zu tumultuarischen Auftritten. Mit dem J. 1396 datirte eine neue Verfassung scheinbar eine neue Ordnung der Dinge, in welcher auch Demokraten senatsfähig wurden*). Die zweiundzwanzig Zünfte hatten im blutigen Aufbruch eine furchtbare Macht entwickelt, mehrere Rathsherrn waren verjagt, einige hingerichtet. Die Gassen erhielten Zugeständnisse, d. h. es wurden die Privilegien in etwas erweitert. Mit dem J. 1513 erstand in Folge neuen Aufbruchs ein neues Privilegienbuch. Das ging stoßweise so fort, ohne entschiedenen Ausgleich der Parteien, ohne Feststellung der Elemente eines Bürgerstaates. Waren die Parteien nach beiderseitigen Wuthausbrüchen des Abschlachtens müde, so riefen sie Kaiser und Reich herbei, und kaiserliche Commissarien suchten dann unter den freien Bürgern eine Ordnung herzustellen, die nichts werth war, weil die kämpfenden Theile sie sich nicht selbst gaben, und die nur so lange dauerte, bis der verstockte Hochmuth der Patricier von neuem die wilde Rohheit des Pöbels in den Harnisch trieb.

Zu diesen Kämpfen zwischen dem Vollblut und Halbblut der Bürger gesellte sich natürlich auch die Glaubenswuth mit ihren Gräueln. Es ist begreiflich, daß sich die Kinder Israels durch Wucher und Verwätherei verhaßt machten, zwischen den Vätern, dem Volk und dem erzbischöflichen Hofe die Spione waren. Im J. 1349 ward um des Glaubens willen ein großes Autodafé an den Juden vollzogen; 1424 wurden sie gänzlich zu den Thoren hinausgepeitscht. Aber der fromme Fanatismus erstreckte sich auch auf die christlichen Ketzer. Im J. 1618, zu gleicher Zeit als die Böhmen in Prag zum Besten des neuen Glaubens eine freilich sehr furchtbar helle Fackel anzündeten, wurden in Cöln zum Gegenstück sämmtliche Protestanten, gewerbsleißige und wohlhabende Bürger, verjagt und verbannt; 1400 Häuser standen

*) Diese Constitution siehe in: *Respublica Ubio-Agrippinensis ab urbe condita. Dissertatio historica per Gerardum Ernestum Klamm, j. u. d. in alma universitate Coloniensi professorem ord. et publ. Coloniae typis 1747. p. 102.*

plötzlich leer, und in Mülheim, Crefeld, Elberfeld blühten bald zum Nachtheil Cölns unter den Händen dieser Flüchtlinge Manufacturen und Fabriken.

Dies war ein Wendepunkt in der Geschichte Cölns. Die Nemesis ist hinreichend thätig gewesen, dies als verhängnißvoll und folgenreich in der Entwicklung dieser Stadt zu bezeichnen. Aber wir wissen von Georg Forster, daß evangelische Christen auch 1790 noch kein Gotteshaus in Cöln hatten, der Senat seinen Freibrief für sie aus Furcht vor dem mit Brand und Aufruhr drohenden Pöbel zurücknahm. Vier Jahre darauf ward Cöln französisch, pflanzte den Freiheitsbaum mit der Jacobinermütze auf und sicherte den Protestanten die Ausübung bürgerlicher Rechte. Allein die Geflüchteten kamen nicht zurück, sie hatten eine Heimath gefunden, an deren Ausblühen der Fleiß ihrer Hände sich theilte. Der katholische Pöbel hätte sie vielleicht auch noch zerrissen, wenn sie Miene gemacht sich eine Kirche zu bauen. Die Wenigen, die sich wieder in Cöln ansiedelten, hatten noch 1802 kein Gotteshaus, und gingen, wenn sie beten wollten, nach Mülheim hinüber *).

Dies hat das heilige Cöln mehr gezeichnet als die Gräuel seiner Bürgerkriege zwischen den Geschlechtern und Zünften. Nicht bloß die schlechte Politik seiner Bürger, auch die dumpfe Befangenheit eines finstern Glaubens stürzte Cöln von seiner alten Höhe. Während sie sich ihrer Erzbischöfe erwehrt, ihre Kirchenfürsten zum Thore hinauswiesen, verfielen die Cölner um so sicherer den Händen der niederen Klerisei und ihrer mönchischen Gevattern. Nirgendwo sonst hat sich die Capuze beim Philister so tief eingenistet und eingewottert. Patricier und Pfaffen theilten sich hier brüderlich in die Herrschaft über den Pöbel, und während der Erzbischof in Bonn residiren mußte, blieb doch der päpstliche Nuntius im heiligen Cöln und wachte über die moralische Finsterniß. Cöln ist heruntergekommen, weil es gegen

*) Siehe Klebe's Reise auf dem Rhein. 1802.

den Geist des protestantischen Zeitalters verstockt blieb. Es brauchte nicht den alten Glauben abzuschwören, aber es durfte sich nicht gegen alle Folgerungen eines neuen Zeitgeistes verschließen! — Man weiß von zwei kölnischen Erzbischöfen, die dem Lutherthum zugeneigt waren. Ein Graf von Wied, als Kurfürst Hermann der Fünfte, beförderte die neue Lehre; Gebhard Truchseß von Waldburg nahm sie sogar an und ertheilte seinen Unterthanen Glaubensfreiheit. Sein Verhältniß mit der Agnes von Mansfeld ist eine eigenthümliche Romanze in der Geschichte von Köln. Beide Kurfürsten wurden vom Papste abgesetzt und in den Bann gethan; ihre Gestalten verschwanden spur- und wirkungslos. Köln selbst war taub und stumpf auch gegen größere Mahnungen jenes Zeitalters, es war blind gegen die Zeichen am lichtgewordenen Himmel, sein Glaubenseifer konnte, als ihm die Kraft zum Fanatismus ausging, nur starr in sich verknöchern. In allen Formen des Lebens, in Sitte und Gewohnheit blieb Köln hinter den Bollwerken der frommen Barbarei in seinem steifen Dünkel befangen, sein „Klüngel“ war zur Zeit der Reformation ein abscheuliches Gewebe von fatter Faulheit, verschlossener Kraft und unüberwindlichem Hochmuth. Colonia barbara, nicht sacra, konnte Köln damals heißen, denn es blieb auf erschreckende Weise in aller Cultur zurück. Die Kölner Universität war ein Sitz dumpfer Finsterlinge geworden. Gerade die Magistri et Doctores Colonienses waren die viri obscuri, die Dunkelmänner, gegen welche zu seiner Zeit Ulrich von Hutten die Geißel der Satyre richtete. Und nicht blos Hutten, auch Reuchlin und Erasmus eiferten gegen dieses Bollwerk der Scholastik, ein Bollwerk, das Hochstraaten mit seinen Dominicanern besetzt hielt. Scholastiker sind es gewesen, die in Köln geblüht, ein Duns Scotus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Petrus von Ravenna. Als es aber galt, der Welt durch die Wissenschaften ein Licht anzuzünden, da war die Kölner Hochschule der schweigsamste Sitz der tiefsten Barbarei. Ihr dürft nicht stolz sein auf Eure geistlichen Herren, denn als ein heimisches Licht in Eurer Nacht austreten wollte, da haben sie die Capuze

zum Leuchterfnecht benugt. Alles was unbequem ist vertreiben: das war immer ein schlechtes Polizeiprincip. Selbst den Polihistor Cornelius Agrippa, Guer Stadtkind, dessen Tractat über die Bettelmönche dem Lutherthum einige gute Seiten abgewann, habt Ihr damals fortgejagt. Hättet Ihr doch lieber den „Apollinärsch“ vertrieben und dem „Allewisches“, der gar nicht allweise war, die Kerzen ausgeblasen! Ihr habt nicht allzu viel Stadtkinder, auf die Guer Klügel hinweisen könnte. Den Peter Paul Rubens, den Ihr gern den Eurigen nannet, habt Ihr den Niederländern gegönnt, und Berthold Schwarz, der kluge Mönch, mußte für die Venezianer das Pulver erfinden. Dafür freilich konntet Ihr Euch mit Sanct Bruno begnügen, der seine Erfindung, den Karthäuserorden, recht weiblich in Eurem gottseligen Philisterthum einnistete.

Der Protestantismus in Deutschland hatte das mittelalterliche Cöln auch in allen weltlichen Dingen überflügelt. Hamburg und Bremen nahmen seine Hanse in die Hand, Elberfeld überflügelte es gewerblich, Frankfurt kaufmännisch. So blieb es bis auf unsere Tage, wo es erst unter Preußens Adler neu aufblühte.

Sechstes Kapitel.

Der Dom, die Geschichte seines Baues und das Mysterium seiner Architektur.

Worauf die Cölner stolz sein dürfen, ist das, was sie nicht selbst zu Stande und zu Ende gebracht, ihr Dom. Es war in der Zeit seiner höchsten Blüthe als Cöln den Gedanken zu diesem Tempel faßte. Stände er vollendet da, er wäre das höchste, das edelste und reichste Bauwerk des germanischen Kirchenstils. Die Zeit der Blüthe Cölns ist die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das Zeitalter jenes zweiten Friedrich von Hohenstaufen, der den großen Kampf der weltlichen Majestät gegen den Statthalter Gottes auf die Spitze trieb, der Hierarchie ein weltliches Heldenthum entgegensetzte, wie Cöln seinem obersten Brä-

laten gegenüber sein starkes Bürgerthum in's Feld stellte. Barbarossa hatte noch Städte eingeäschert. Der zweite Friedrich erkannte in den Städten das Bollwerk gegen die geistliche Gewalt; er bedurfte ihrer, und Cöln war unter allen in Deutschland die mächtigste. Hätten die Fürsten mit den Städten sich enger verbrüderet, Krone und Bürgerthum die Nothwendigkeit ihres Zusammenhaltes gegen Adel und Priesterchaft schon damals fester in's Auge gefaßt: der Kampf der Hohenstaufen hätte nicht den Ausgang einer Tragödie Deutschlands genommen. Aber es schien erst dem protestantischen Geiste vorbehalten zu sein, dem deutschen Städteleben zu seinem entschiedenen Bewußtsein zu verhelfen, leider zu spät, um dem verfallenden Kaiserthum die fundamentale Stütze im Volke zu geben. Im zweiten Friedrich tauchte der Gedanke dieser Verbrüderung auf; Cöln war zu seiner Zeit ein Hort des Königthums. Friedrich gab den Cölnern das Stapelrecht, das die Stadt später zur Knechtung des freien Verkehrs auf dem Rhein so trogig und tyrannisch festhielt. Er führte den Cölnern seine dritte Gemahlin zu, Isabella von England, die dort sechs Wochen hindurch die glänzendste Feier erlebte, von der die Chroniken berichten. Zehntausend schönbewaffnete Bürger holten die Fürstin feierlich von Aachen ein, ganz Cöln glich die Zeit über einem fortgesetzten Hochzeitsgelag. Orgeln auf Wagen in Schiffsgestalt, von Pferden geführt, welche Purpurdecken verhüllten, zogen durch die reichgeschmückten Straßen mit melodischem Getön umher, Chöre von Jungfrauen sangen Tags und Nachts vor Isabellens Fenstern Triumphlieder. Das Bürgerthum hat nie mit mehr Selbstgefühl, Pracht und Pomp dem Fürstenthum gehuldigt. Es geschah das funfzehn Jahre vor Friedrichs Tode, 1235. Um diese Zeit entwarf ein Cölner Meister den Plan zum Dom; 1248, zwei Jahre vor des großen Kaisers Hinscheiden, ward der Grundstein zum Bau gelegt. Und heutzutage war es ein protestantischer König, der dessen Neubau begann, den Bürgern Cölns dessen Vollendung verhieß.

Der Cölner Dom stellte sich auch in seinen Trümmern als das räumlich Größte hin was germanische Architektur entworfen. Der

Dom zu Speier mißt 60,330 Fuß im Geviert, der Straßburger Münster nur 48,000; der Kölner Dom nimmt 60,400 Fuß Flächenraum ein. Wir legen darauf wenig Gewicht. Unterliegt doch ein Gedanke, der sich selbst aufgiebt, leicht dem Verdachte, sich übernommen zu haben; sein Können steht mit seinem Wollen im Widerspruch. Wir kannten diesen mächtigsten deutschen Bau nur als Ruine; Jahrhunderte hatten ihr Nothwerk zwischen dem fertigen Chor und den Thürmen aufgestapelt und aus dem erhabenen Torso eine gleichgültig verwilderte Kumpelkammer gemacht. Von den beiden Thürmen, welche in der Höhe auf dasselbe Maß berechnet waren, welche die Kirche in ihrer Länge aufweist, ein Maß von 525 Fuß, erhob sich der eine kaum aus den Grundmauern, der andere ragte 200 Fuß in die Luft empor. Dieser stellte sich uns mit seinem Krahn als ein Wahrzeichen hin, daß über die Menschheit die sich und Gott zu Ehren dergleichen unternommen, ganz andere Zeiten herangebrochen. Manche fanden in der Ruine des Kölner Doms sogar die tiefe Bedeutung, daß das Mittelalter in seinem letzten und höchsten Bauwerk eben Bruchstück geblieben, weil die Menschheit fortan ganz anderer Bauten bedürfe. Wie man an Goethe's Faust das Fragmentarische der Form auch als Nothwendigkeit für seinen Inhalt nachgewiesen, so fand man die allerhöchste mittelalterlich germanische Kirche eben als etwas Unvollendetes beziehungsvoll. Nur das Chor mit dem Allerheiligsten, der Kern des Ganzen, stand fertig da. Mit dem Jahr 1322, also vierundsiebzig Jahre nach der Grundsteinlegung war es fertig; es ist in der That selbst die für ganze Ausdehnung eines kirchlichen Festes geräumig genug. Die hundert Pfeiler im Schiff der Kirche, 52 auf der Nord-, 52 auf der Südseite, waren bisher wie ein Wald von Säulen die ein rauher Wintersturm in ihrem Wachsthum plötzlich erstarren ließ. Bis zum Gewölbe standen sie da, trugen aber nichts als den Nothbehelf des bretternen Verschlusses.

Diese Bruchstücke der großen Kathedrale in ihrem Bestande zu erhalten, hatte jedoch schon immerwährend starke Bauten nöthig ge-

macht. Je weniger der Bau geschlossen war, desto mehr war er dem Zahn der Zeit er Verwüstung der Elemente bloßgestellt. Das Chor, durch eine Quermwand mit dürftigem Portal von dem wüßt liegenden Schiff der Kirche abgeschieden, konnte für eine Kirche für sich, jedenfalls für eine Capelle im allerhöchsten Style gelten. Allein dies Kleinod germanischer Kunst, dieses Herz des ganzen Baues, stand nicht so fest in sich gesichert, als wenn ihm links und rechts die Mauern des Schiffes die Stützen boten, die eigne Tragkraft durch das Gewicht des Widerstandes eine stärkere Gewährschaft des Bestandes erhielt. Das Chor mit der schlanken Majestät seiner Pfeiler und Wölbungen ward mit der Zeit immer zerbrechlicher; es bedurfte im Stützwerk fortwährender Erweiterungen, die an sich schon unaufhörlich große Bauten erheischten. Bedenkt man dies, so ist der Gedanke, die Kirche fertig zu bauen, keinesweges aus der Luft gegriffen; das Unternehmen hatte also auch seine architektonischen Nothigungen.

Wie ich zu wiederholtem Male die obersten Galerien von außen und innen bestieg, mich auf den vorläufigen Treppen durch die Gänge und Engpässe hindurchwand, hab' ich mich erst recht von der Heilsamkeit eines Fortbaues im Ganzen und Großen überzeugt. Der Bau dieses Chors hat auch in der That nie ganz still gestanden. Zur Franzosenzeit drohte dies Heiligthum deutscher Kunst langsam, aber sicher dem Verfall entgegenzugehen. Das ganze Außenwerk der Strebepfeiler und Strebebäume erschien uns, von unten aus rings herum betrachtet, wie ein bloßer Schmuck, wie ein Kranz von zierlicher Zuthat; wie ein Spigentragen von Stein umgiebt das Strebewerk das Chor. Aber es war mehr als Schmuck, es war ein Nothwerk zur Verfestigung des Innern, eine Arbeit, die der Dom der Fürsorge des dritten Friedrich Wilhelm verdankt. Dieser Ausbau wurde zur Sicherstellung des Chors, nicht aus willkürlicher Liebhaberei unternommen. Bloße Bauliebhaberei aus dilettantischen Gelüsten lagen dem praktisch-bürgerlichen Sinne des verstorbenen Königs fern. Er hatte weder für den Katholicismus, noch für die Rheinländer Hinneigung genug, um ein Außerordentliches

zu thun und den Fortbau einer römischen Kathedrale zu unternehmen; aber um das Chor zu erhalten wurden Summen nöthig, die er jährlich herschoß. Durch Abbrechen zu nahe liegender Gebäude stellte man damals die Kirche freier hin; allem Schönheitsfinn zuwider war sie von Häusern der gemeinen Werkelthätigkeit ringsherum ganz „verbaut und verdrückt. Die Erhaltung des Domchors hatte sich die preussische Königsfamilie schon seit dem Frieden, vielleicht auch als Gewissenssache für die eingezogenen Kirchencassen, zur Aufgabe gemacht. Wie ich früher einmal mit dem Küster an den Strebepfeilern im Außenwerk herumkroch, zeigte man mir da und dort die ehemals schadhaften Stellen, an deren Herstellung sich das eine oder andere Mitglied des königlichen Hauses besonders betheiligte. Jetzt freilich, nachdem der riesenhafte Gedanke einer gänzlichen Vollendung der Kirche und beider Thürme dem Herrscher Preußens nicht zu übergroß erschien, nachdem in die Baucasse seit wenigen Jahren eine halbe Million geflossen, da freilich mußte in den brach gelegenen Theilen des ganzen ungeheueren Gebäudes ein neues Leben erwachen. Hunderte von Arbeitern sind nun schon vierzehn Jahre lang unter Zwirners Leitung thätig gewesen. Das Gerüll der todten Massen wurde rasch geordnet, die verschütteten Grundmauern haben sich aufgerichtet, der erstorbene Säulenwald, dessen Stämme nackt und kronenlos in die Luft starren, hat in seinen Gliedern plötzlich neue Kraft zum Wachsthum verspürt; der alte Titane, der vergeblich gen Himmel gewollt und jahrhundertlang am Boden lag, hebt Brust und Stirn endlich in die Höhe. Das Nordportal steht mächtig da in seiner schlichten Höhe, die zweiundfunfzig Pfeiler der Südseite des Kirchenschiffs haben ihre schlechte hölzerne Bedachung mit einem festen und doch freien Gewölbe vertauscht. Die zweiundfunfzig Pfeiler der Nordseite waren 1846 bereits bis zum Laubwerk der Capitaler herangewachsen. Jedes der hundert Säulenbänder der Kirche trägt nun sein eigenes Haupt, seinen eigenthümlichen Kopfschmuck. Hier zeigt man das Fenster, das der Kölner Dombauperein ganz allein für sich gebaut; das andere dort verdankt

der Dom dem Männergesangsverein. Jener Pfeiler wurde von den Prinzen des Hauses Hohenzollern hergestellt; dieser, mit dem Wapen und den Farben Bayerns geziert, ist ein Denkmal vom architektonischen Schönheitsfinne König Ludwigs. — Und das alles rief ein königliches Wort in's Leben, der Hammerschlag des protestantischen vierten Friedrich Wilhelm am 4. September 1842.

Ich habe ganze Tage in der großen Bauhütte des Doms zugebracht und mich am Werkeln der Arbeiter geweidet. Um wie viel rascher baut doch unser Zeitalter als ein früheres, das bloß aus Frömmigkeit baute! Nur brauchen wir Geld statt der Frömmigkeit. „Stecke nur Geld genug in deinen Beutel!“ sagt der Shakespearische Intriguant im Stücke. Geld ist das Stichwort unserer Zeit geworden, das Herzblut unserer Unternehmungen, der Nerv und die Seele unserer ganzen Lebensmaschine. Früher hatten die Menschen ihren Glauben, ihre heilige Zuversicht zum Himmelreich. Sie bauten Gott für seine Gegenwart unter uns ein Haus; er war sonst nirgends da als in solchem Stein und Schrein. Nicht Kunsttrieb, nicht ästhetischer Schöpferdrang war es, was die Menschen zu den großen Bauten trieb. Von Kunst wußten sie wenig; ein Bewußtsein hatten sie davon nicht. Ein großer künstlerischer Instinct war in ihnen mächtig, ihre Kunst war weit mehr ein Handwerk, aber ihr Gedanke war von einem heiligenden Feuer beseelt; sie bauten um Gottes willen!

Die fromme Bauwuth der mittelalterlichen Menschheit kannte keine Grenzen. Mitten in der Blüthenzeit für den Dom zu Cöln stiegen unter den Händen derselben Werkleute zahllose Kirchen in die Höhe. Von der äußern Galerie weist uns der Führer dort zur Seite auf die Minoritenkirche. Diese war gleichzeitig ein Werk der Arbeitsleute des Doms. In den abendlichen Feierstunden, wenn sie vom Dienst des Tages am Dombau müde waren, gingen sie hin und bauten auch noch den Franciscanern das Gotteshaus weiter, vielleicht damit sie, falls das Gebet der Domherren nicht ausreichte, auch noch durch die Fürsorge dieser frommen Brüder sich den Himmel und die

ewige Seligkeit sicherten. Heute kann man Alles bauen, Tempelhallen und Lusthäuser, Eisenbahnen und Spielhöllen, man baut Gott und dem Teufel Häuser. Man kann heutzutage Alles, aber man kann es nur, wenn man Geld hat. Die Bewunderer der alten Zeiten sagen freilich, wir könnten nicht mehr gut bauen, wir wären in der Kunst, in der Technik zurückgekommen. Ich kann das von einem Zeitalter nicht glauben, das Tunnel und Viaducte baut und es unternimmt die Landenge von Suez zu durchstechen. Man spricht von gewissen Geheimnissen der architektonischen Kunst des Mittelalters, die uns abhanden gekommen seien. Man sagt, die Werkmeister der alten gothischen Kirchen hätten so künstlich zu bauen gewußt, daß sie den Schall im großen Raume nicht bloß unterdrückten, sondern ihn nach ihrem Willen an gewisse Stellen fesselten und gebannt hielten. Die Flüstergalerie in der Westminsterabtei zu London wird als Beispiel aufgeführt, daß es die Architekten im Einverständniß mit den Mönchen zu veranstalten gewußt, in den Kirchen das Beichtgeheimniß im entgegengesetzten Winkel zu hören und abzufangen. Ich denke, man hat über diesen Schallbau der alten Klöster und Capellen viel gefabelt. Schinkel, der große Architekt unseres Jahrhunderts, hat freilich einmal in Berlin eine Kirche, die Werdersche, gebaut, in welcher die Kanzel so falsch angebracht ist, daß die Rede des Predigers einen vielfachen Widerschall weckt. Die Berliner hielten es für einen Witz von Schinkel, daß das Wort Gottes nur durch einen falschen Bau der Kanzel sein Echo und einen Nachklang unter ihnen finden sollte. Ich dachte nicht daran, mir vom Regierungsrath Zwirner, einem gefälligen Schlesiener, der ja ein Schüler Schinkels ist, über diesen Baufehler seines Meisters einen Aufschluß zu erbitten. Es war auf der großen Baustätte des Doms der Schau- und Erkenntnißlust gar soviel geboten.

Ein Steinmetz führte uns in der Werkstätte seiner Genossen umher. Wir sahen unter dem Meißel aus dem groben Stein einen jener zahllosen kleinen Baldachine entstehen, deren zackige feine Arbeit sich von einiger Ferne wie eine Brüsseler Spitze ausnimmt. Es kommt

hier nur darauf an, das Alte zu copiren. Mitunter mochten sich die Steinmessen im blumigen Schnörkelwerk der Arabesken auch eigene Erfindungen erlauben; sie blieben mit ihren Leistungen hinter der Arbeit unserer Altvordern hoffentlich nicht zurück. Aber wie emsig und sauber war doch diese deutsche Kunst in der kleinen Einzelheit, während ihr Sinn auf's Große und Kolossale ging! Bekanntlich lieferte der Drachensfels das Material zum Dom. Auch jetzt gibt der alte Steinbruch seine Massen wieder her und scheint auszureichen. Wenigstens sind die Steine im innern Neubau aus dem Siebengebirge. Für Wetter und Regen aber eignet sich der spröde Drachenstein nicht; er blättert, wie man mir sagte, in der Mäße ab. Wir von heute sind in solcher Erkenntniß weiter und holen uns aus weitem Bezirken den Stoff herbei. Zu den Heiligenbildern, die unter ihren Baldachinen am Außenbau zu stehen kommen, nimmt man Sandstein aus Rochefort. Dieser ist unter dem Meißel weich und hat die Eigenthümlichkeit, in der Mäße langsam bis zur Festigkeit des Eisens zu erhärten. All das Gewühl von Steinbildern, Spitzbögen und Blenden, all das Gewimmel von Galerien, Thürmchen und Säulenkänufen an den neuen Außenseiten des Domes sind von diesem französischen Stein.

Ganz mit der lieblichen Schönheit all dieser Einzelheiten im Ausschmuck der Arbeiten beschäftigt, vergißt man beinahe, wie hier aus all dem bunten Mannichfaltigen eine große Einheit erwuchs, die tausendfache Willkür im kleinen Zierrath von einem einzigen Gedanken getragen wird. Diese Mosaik im Bauwerk eines germanischen Domes wird, wie die Ausgestaltungen in der Dichtung des Faust von Goethe, von einer Grundidee zusammengehalten, und gerade am Kölner Dom, dessen Grundriß wieder aufgefunden wurde, rühmt man die Eigenthümlichkeit, daß sich auch das Kleinste zum Ganzen fügt, alle subjective Willkür der Nachfolger Meister Gerhards sich seinem Grundgedanken harmonisch unterordnete. Der Laie, der den Plan nicht kennt, hatte nur das fertige Chor vor sich, und ahnte doch schon das ganze Wunderwerk Meister Gerhards. Zu Gerhards Zeit war Köln

die Hauptbauhütte der von Papst und Kaiser bestätigten Steinmessenbruderschaft. Er selbst lebte bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; die Vollendung des Chores erlebte er nicht; doch bleibt es wahrscheinlich, daß dieser Kern des Baues der reinste Ausdruck seines Gedankens ist. Aber im ganzen Werke konnte man nach der Anlage und nach den Bruchstücken dieselbe systematische Folgerichtigkeit erkennen, in jeder abgeschlossenen Einzelheit die Idee seiner Unendlichkeit wieder erkennen. In Länge, Höhe und Breite der Kirche, in den Beziehungen der Pfeiler zu ihren Gewölben, in den Verhältnissen der Gurtte zu ihren Bögen, in der Stellung der Altäre zum Tabernakel und zum Allerheiligsten, überall, verstehen wir es richtig, tritt uns sinnreich nach dem Salomonischen Weisheitspruch die Siebenzahl im Kölner Dom entgegen. Alles in dieser steinernen Apokalypse scheint wie Signatur jenes ewigen Geheimnisses zu sein, wie der Mensch sich zu Gott erhebt, Gott aber Mensch wird, auf daß uns sein ewiges Jenseits als ein wunderbares Diesseits gegenständlich werde. — Laßt uns noch einen Wandel machen durch diesen Säulen-, Pfeiler- und Pyramidenwald im Schiff der Kirche, laßt uns dann das Chor betreten, dem Allerheiligsten uns nahen, aber zuvor die Schuhe abthun, denn hier, wenn irgendwo, hat sich Göttliches im irdischen Stoff offenbart, der menschliche Gedanke einen Himmel erstiegen.

Das Chor ist bekanntlich schon lange fertig wiederhergestellt, und die Kunst von heute hat sich das Wagniß erlaubt, ihn bunt zu färben. Ein Wagniß, sag' ich. Hätte man mir früher verkündigt, eine gothische Halle gefärbt zu sehen, ich wäre davor erschreckt wie vor einer verderbten modernen Ueberreizung des Geschmacks. Wir waren von jung an gewöhnt, uns die alten Dome nicht anders als in dem schlichten Grau des Ursteins zu denken. Damals kam ich gerade aus Belgien zurück, und die imposante Empfindung der schmucklosen, einfach erhabenen Größe der Antwerpner Kathedrale stand noch in meinen Gedanken als ein ächter Typus der germanischen Bauart fest. Das Gefühl der Ueberraschung war darum

das Erste was mich anwandelte, als ich in Cöln die Chorhalle in ihrem Farbenschmuck sah. Der graue Stein des Drachensfelsens hat sich hier in Bronze verwandelt, die Capitälcr der Säulen haben die Farben ihrer Blumen angenommen, golden und purpurn strahlen die Kelche, im Schmelz der Lichter prangen und leuchten uns die Kronen und Laubbüschel der großen Pflanzenpfeiler entgegen. Und siehe! zum Duft, der Gestalt angenommen hat, gesellt sich auch die Musik mit ihren Gebilden. Es sind die Leib gewordenen Töne im Chor seliger Geister; in den Bogenfeldern schweben sie auf und ab. Einige haben noch volle Körper und nur Einen Flügel, mit dem sie mühsam schweben. Aber sie sind stufenweise geordnet wie ja die Cherubim und Elohim auch ihre Rangordnung im Himmel haben. Die Leiber schwinden, die Seelen werden mächtiger; auf die einsflügeligen Engel folgen lichtere Gestalten, körperlosere mit gedoppeltem, mit dreifachem, mit vielfachem Flügelpaar. Je näher dem Allerheiligsten, desto rascher der Schwung, desto höher der Flügelschlag, desto reiner die vom Staub und vom Leib befreite Seele!

Diese Wandmalereien sind von Steinle aus Frankfurt. Man hat bei der Wiederherstellung des Chors hinter dem Bug der Wände alte Farben entdeckt und die verblichenen Gestalten getreu nach den Urkunden wiedergegeben. Nicht nur die Sculptur, auch die Malerei ist hier in den Dienst der Architektur getreten, um die strenge Einfalt und Erhabenheit des Baues zu dämpfen, die starre Größe durch Mannichfaltigkeit zu beleben und zu erwärmen. Diese Verschwisterung von Körper und Farbe, Architektur und Malerei will uns als der höchste Triumph der Künste erscheinen. Es ist in der That als habe die Chorhalle erst seitdem ihren wahren und letzten Ausdruck erhalten.

Die Sonne warf ihr Abendlicht durch die bemalten Fenster. Diese sind wir gewohnt in farbigem Schmuck zu sehen; die Farbe nimmt hier dem Licht den grellen Ton. Der Glasmalerei hatten wir längst das Recht zugestanden, zur Schmückung der gothischen Kirchen. Es ist aber nur ein Schritt weiter, und die weißgrauen Wände

beleben sich mit derselben farbigen Gestaltenwelt, der kalte Fels nimmt Leben an, das Todte wird licht, und in Glanz und Blüthenschimmer getaucht, möchte selbst der Stein Wärme hauchen und mit lebendigen Tönen zu uns sprechen.

In ihrem sanften dunklen goldbraunen Glanz steht die ganze Halle wie das Gebilde eines morgenländischen Märchens vor dir. Und das Helldunkel der gedämpften Abendsonne gibt dir erst recht die Beleuchtung für das in Stein hingebaute Traumgesicht. Das ist die süße heilige Dämmerung, bei der man nicht sagen kann, ob die Seele, die sich ihr hingibt, schlummere oder wach sei. Das ist das Licht, in welchem die Heiligen ihre Verzückerung hatten, Propheten der Kirche, Anachoreten der Wüste die Stunde ihrer Verklärung feierten, ganz aufgelöst in trunkene Andacht, voll Sehnsucht und Liebe sich leibhaft in den Himmel versetzt fühlten.

Drüben im Schiff der Kirche, wo die Arbeit ihr Tagewerk rollendet hat, verklingt der letzte Hammerschlag. Der Schall einer fallenden Thür tönt von draußen noch herein in die Säulenhalle; am Hochaltar zittern die Becken leise nach. Du bist allein im steinernen Eichenhain. Du stehst und lauschest. Es ist so still, du könntest das Aechzen dieser steinernen Bäume hören, die von neuem den Schmerz des Wachsens fühlen. Wenn du hier Gott nicht gegenwärtig hast, so ist er dir niemals von außen nahe getreten. Sieh dir diesen in Felsen gearbeiteten frommen Gedanken genau an! Heiliger Glaube hat diesen Tempel Gottes erfunden, felsensichere Zuversicht, eine Kunst die wie ein Trost gegen die Elemente erscheint, ihn auszuführen unternommen. Und du siehst hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unschuld und süßer träumerischer Grazie. Aus den Wipfeln dieser Bäume knospet überall ein buntes Frühlingsleben. Blumen sprießen aus der Kraft der ungeheuern Stämme, deren gewölbte Zweige das Dach dieses Kirchenhimmels tragen. Und wo die Nester in der Spitze der Wölbungen sich finden und umschlingen, da bricht in Rosenform das Auge eines Engels auf.

So viel spielende Freundlichkeit flieht der ernste Glaube in seine Zuversicht. Blumen windet er sich in's Haar, und wenn die bloßen Schläfe eine Dornenkrone umzieht, so bedenke doch, arme Seele, daß auch irdische Rosen ihre Dornen haben und die Kirche jeden Tropfen Blut auf deiner Stirn in ewig blühende Rosen wandelt! Nur eine kurze Spanne Zeit, — man nennt sie Erdenleben, — gibst du hin und erntest eine ewige Wonne. Und schau den Tempel an! Du hast an ihm schon hienieden einen Vorhof zum Himmel; in Liebe und Güte umfängt das Reich der Seligen schon hier die gläubige Seele! Oder ahnest du Schlangen unter den Blumen der heiligen Freude? Dort hinten im stillen Winkel siehst du seltsam geartet ein steinern Bildwerk. Abtrünnige Seelen reiten auf wilden Säuen in's Thor der Hölle ein. Juden werden in der Angel gequetscht, Keger von Furien gespiest. Eine grausame Wollust, oft sogar ein tückischer Humor liegt in der Bestrafung irrender Seelen, wie sie uns die guten ehrlichen Steinmeger ihrer Zeit in Arabesken und Allegorien ausgemeißelt. Ist denn die hohe Freude der seligen Geister nicht denkbar ohne die Gräuel sinnlicher Leidenschaft? Mußte denn das mittelalterliche Christenthum, gleich fanatisch im Haß wie in der Liebe, nach beiden Seiten hin die menschliche Natur zum Ausdruck bringen? Ist Gott immer nur so wie ihn die Menschen sich denken, und der Glaube an ihn immerdar gebunden an die Schwäche der Creatur? —

Das Licht das von draußen durch die Scheiben bricht, wird immer blässer; aber die Traulichkeit im Hause wird um so süßer, das Gefühl der Gottesnähe nur um so zuversichtlicher; für den Gläubigen gibt es keine Nacht, auch wo ihn Dunkel umfängt. Tritt nur seitwärts, suchende Seele! Im Widerschein ewiger Wonne wie zur Gemeinschaft mit dem Allerheiligsten einladend, lockt dich hier die stille Laube, wo Gott sich dir ganz erschließt. Beachte wohl diese Abstufungen im Bau des Tempels! Das Sanctuarium ist eng und klein. Selten ist ja unter Menschen eine vollkommene Reinheit des Lebens. Größer ist schon das Chor, der Aufenthalt der Enthalt-

samen. Weiter und geräumiger noch das Schiff der Kirche, wo das bunte Leben der Geschlechter sich einfindet, in der Welt gemischt, hier aber, wo alles Weltliche schweigt, getrennt, rechts die Männer, links die Frauen. Von der stillen traulichen Laube in die du mit deinem Gedanken dich auf Augenblicke geflüchtet, blick' nun hinauf zu den Wölbungen, in die Wohnungen der Seligen. Die Engel steigen auf und feiern ihre Wandelung zu reinen Geistern. Immer körperloser wird ihr Wesen, immer flügelreicher ihr Leib, bis sie ganz Seele sind, ganz Flügelschlag zum Ewigen. Diese Seligen stört nichts mehr in der Anschauung Gottes, kein Körper und ein Erdenstoff, ja sie haben, ganz Lust und Geist, schon Theil an seinem Wesen. Alle Bewegung irdischer Glieder hat für sie aufgehört, selbst die Sprache, in der sich Menschen verständigen, verstummt; Musik beginnt, die Welt löst sich auf in Eine tönende Wonne. Mit dem Blick nach oben, mit der Sehnsucht nach dem Ewigen bist du hinaufgestiegen. Nun schwindet dir alle sichtbare Welt, deine Sinne helfen dir nicht weiter. Schließ' also das Auge; nur dein Ohr sei noch wach die Gesänge der Engel zu hören! So ganz stummes Lauschen, sterblicher Mensch, so ganz Auflösung und Hingebung, erfährst du an dir das Geheimniß der Magd des Herrn, das süße Geheimniß der benedicten Jungfrau, die in Schmerz verloren doch ganz Seligkeit ist, als sie der Herr mit seiner Umarmung überschattete.

Das ist die Spitze der katholischen Empfindung, die Hingebung der jungfräulichen Liebe ist der Triumph dieses Christenthums. Maria ist der Hort der Sehnsucht, der Act ihrer gottinnigen Gemeinschaft, das Allerhöchste menschlicher Gefühle.

Wenn du aus diesem Rausch der Andacht erwachst, richtest du dich auf und blickst verwundert auf die dir fremdgewordene Erde. Dein Auge sieht wieder eine Menschenwelt um sich, deine Hand fühlt die harte Wirklichkeit. Ja freilich, die Weihe des Augenblicks reicht nicht aus für ein ganzes Erdenleben; du besinnst dich auf Zeit und Ort, auf Körper und Gestalt. Wenn du Protestant bist, wirst du dann wissen,

daß es noch ein anderes Christenthum gibt, ein Christenthum, das die Wirklichkeit nicht den Momenten der Erleuchtung zum Opfer bringt, ein Christenthum, das sich nicht vor der Welt in die Stille flüchtet, sondern hinauszieht in das Leben der Menschen, in's Fleisch der Welt schaffend und gestaltend eingeht, auf daß die Erde nicht dem Himmel dargebracht werde als bloßes Rauchwerk dem Herrn, sondern umgekehrt der Geist auf die Erde eingehe und die Welt mit seinem Athem durchdringe. Das Christenthum, das die Welt in die Kirche trägt, war das Eine; das Christenthum, das die Kirche hinaus in die Welt bringt und zur Wirklichkeit unter Menschen macht, das Zweite. Sage dir nun selbst, spätgeborener Sohn der Erde, welches Christenthum dir und deinem Zeitalter Noth thut!

Dieser Tempel aber soll nicht erneuert und hergestellt werden, auf daß wir uns in den Rausch der Entzückung alter Zeiten zurückversetzen. Er soll auch nicht den Zwiespalt der Bekenntnisse im Glauben erneuern. Er soll, so sprach ein König beim Feste, das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, ein Denkmal der Eintracht aller christlichen Religionen werden. Es war im Jahre 1814 als Görres die Vollendung des Kölner Doms als ein Dankopfer für die Befreiung des Vaterlandes forderte. Seine Mahnung verscholl. Sulpiz Brissereé war es dann, der alle seine Studien, sein Leben fast, daran setzte, uns zur Erkenntniß der Structur dieses Domes zu verhelfen. 1831 schloß er seine Geschichte, Beschreibung und Abbildung der Kirche, die er uns so überlieferte, wie sie nach dem alten Plane sich gestaltet haben mußte. Es war der Plan zu einem Gotteshause, das alle Dome der Christenheit überflügelte, das Ergebnis alles Schönen und Erhabenen, was die deutsche Kunst ersonnen, der Schlußpunkt aller germanischen Herrlichkeiten des Mittelalters. Von dieser Herrlichkeit erfüllt nahm ein König in unseren Tagen den Hammer der Steinmehenzunft zur Hand und sprach: Belege dich, Ruine, werde fertig, Haus Gottes!

Es stände schlimm mit uns, wenn sich damit der nationale Brudersinn begnügte, die Eintracht der Bekenner des Christenthums zu

weiter nichts führte als zum Ausbau einer römischen Kirche! Deutscher Brudersinn und Eintracht bedürfen, sollen sie nicht bloß Momente eines flüchtigen Aushauchs sein, in der freien Entwicklung aller Kräfte fester, starker, unerschütterlicher Grundmauern. Der Kölner Dom ist bloß ein Symbol für die Sache, wie uns ja das alte Christenthum das Symbol statt der Sache gab.

II.

Rheinfahrt.

Erstes Kapitel.

Eine Wein- und Liederprobe auf dem Rhein.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ sang der alte Claudius. Gott hab' ihn bei einem Glase Nektar selig, wie er schon oft hienieden beim Glase Rheinwein selig war. „Gefegnet sei der Rhein!“ — Er ist gefegnet und bedarf kaum unserer Reime. Es wäre weit gereimter, wir besängen, wenn uns der Rheinweingeist erfüllt, nicht ihn, den Geber der guten Gabe; wenn wir verliebt sind, nicht die Liebe, wenn wir traurig sind, nicht die Traurigkeit. Aber so ist der Deutsche! Wenn er sich heiter fühlt, so singt er feierlich der Heiterkeit ein wehmüthig Lied. Statt Heiterkeit auszuströmen, nimmt er sich vor, heiter zu sein, und statt heiter zu werden, erstickt er die Heiterkeit mit einem lauten Lobpsalm. Selbst die Kriegslieder unserer Poeten athmen wenig Schlachtlust, sind mehr Gebete. —

Wir fuhren mit dem Dampfer stroman. Eine strahlende Augustsonne hing am Himmel, die Höhen zitterten im glühenden Schein der hangen Luft. Die Berge streckten links und rechts dem Strom entlang so wonnig ihre Glieder, in den Rebhügeln kochte und schmorte der würzige Saft der Traube; der goldgrüne Rhein sah uns leuchtend an und warf hinter uns her freudeberauscht den weißen Schaum seiner Bogen durch einander.

Die Gesellschaft auf dem Deck war ein Gemisch von Ständen und Nationen. Das Rheinthal ist nun einmal für alle Völker Europa's zum Corso geworden. Einige Franzosen, unter ihnen zwei junge Professoren der Pariser Universität, eilten geschäftig hin und her, sich bald von Diesem, bald von Jenem Rath's erholend, um hier an einer Klosterruine, dort an den Trümmern einer alten Burg deutsche Romantik zu studiren. Die blonden Söhne Albions mit ihren hoch- und langgezogenen Töchtern hielten unter der aufgespannten Leinwand die schattigsten Plätze fest, streckten sich rechts und links und starrten in's Blaue; die Ladies lorgnettirten die Gegend und blätterten emsig in schönen Stahlbüchern, um nachzusehen ob die Natur da draußen auch wohl richtig so wäre, wie sie im Buche verzeichnet stand. Wir Andern waren ein unorganisch kunterbunter Haufe deutscher Nation, Preußen und Oesterreicher, Sachsen und Franken. Uns gesammten Deutschen gehört dies paradiesische Stück Land, Wasser und Luft, und doch thaten wir sehr blöde gegen einander, als können wir uns über den Besitz desselben auch heute noch nicht recht einigen. Ein rheinischer Weinhändler — er nannte sich selbst einen fidelem Weinwirth — hatte jedoch das rechte Mittel zu deutscher Eintracht gefunden. Der Mann war ein runder Mann und also, wie Cervantes sagt, ein guter Mann. Er war ein Cölner und also ein lustiger Mensch, der allen Leuten gern die Carnevalskappe auch mitten im Sommer über die Ohren zieht. Ich weiß nicht, hieß er Herr Mumm oder war er nur ein Seitenproß des großen Handlungshauses dieses Namens, das mit dem Jahrgang Elf vom Johannisberge das große weltbekannte Geschäft machte. Herr Mumm, ich will ihn so nennen, hatte zahlreiche Weinproben bei sich, ließ auf dem Tische, den er dazu in Beschlag genommen, ein Fläschchen nach dem andern aufmarschiren und seine Sorten Revue passiren. Ich war zweifelhaft ob seine Laune so liberal war, — sein splendides Haus am Rheine gilt in der That für einen Versammlungsort aller liberalen Köpfe, — oder ob er mit seiner Weinprobe eine Speculation verband. Ich gehörte zu den Eingeladenen und probte

mit, hielt mich aber wohlweislich an gewisse Sorten die mit einander harmonirten. Vielerlei Beingeister durch einander genossen, geben jauchzende ein babylonisches Sprachgewirr, wie man es weiland am lieben heiligen römischen Reich erlebte, für dessen Segen wir noch heute nach einem Schneider suchen. Ein Kenner saurer Weine, ein Conrector aus der Gegend von Meissen, gehörte mit zu den eifrigen Zungen, die sich hier spitzten, aber nach und nach stumpf wurden; die Kritik verloren und Gott einen guten frommen Mann sein ließen, der vielleicht am jüngsten Tage mit all den Weinsorten auch nicht mehr aus und ein weiß. Der Conrector war sehr gründlich im Studium und lief vielleicht um so eher Gefahr die gelehrte Haltung zu verlieren, obgleich er immerfort lachte und dabei sehr weise that. Das Schleckern mit der Zunge, das Herumwälzen des Mundrolls bis zum Gaumen und wieder vorwärts bis an die Zähne, dies eigenthümliche Experiment eines gewiegten Kenners hatte er sich in der kurzen Zeit, wo er am Rhein war, gut zu eigen gemacht; nur ein gewisser sentimentaler Augenaufschlag verrieth den gelehrten Thebaner. Es gibt fromme Mienen die nur dem Frömmlichen eigen sind; aber auch der Weltliche hat seine frommen Augenblicke; ein Weinprüfer, wenn ihm der würzige Duft durchs Gehirn steigt, ein Conrector, wenn ein schlagender Spruch seines Horaz ihm à propos über die Lippe springt. Der Conrector aus der Gegend von Meissen senkte bei jeder neuen Sorte wohlgefällig sein Haupt; sein Auge fuhr dann über die Brille hinweg gen Himmel. Er sah jeder Zeit aus als wollte er eindringlich sagen, einem Kenner Horazens sei nichts neu unter der Sonne. Er war sonst ein bescheidener kleiner blasser Mann. Sein stereotypes Lächeln wurde mir nach und nach verdächtig, doch hielt er sich durchaus brav; einige Flecke Karmin auf der gelehrten Nase waren offenbar schon ein alter Schaden aus dem Lande Meissen. Als sattelfester Lateiner war er uns auf der Rheinfahrt äußerst nughast und lehrreich. Er war schon mehrmals gründlich am Rhein gewesen, das heißt in Gedanken und in seinen Büchern, und er sprach in der That so gelehrt wie ein Buch.

wenn eine Römerschanze oder irgend ein Gemäuer aus alter classischer Zeit vor unsern Blicken rechts und links auftauchte. Drusus allein hat fünfzig Castelle im Rheinthale erbaut; was Wunder! wenn da ein deutscher Conrector alle Hände voll zu thun hat. Als wir bei Bacharach hielten, um einige Passagiere zu wechseln, nahm der liebwerthe Mann mit besonderer Salbung sein Glas zur Hand und sagte mit einer Schwenkung als wollt' er den Unterirdischen den Tribut zollen laut und feierlich: „Bacharach, Bacchi Ara!“ Er schlürfte den Rest Hochheimer im Glase aus und ließ dann die letzten Tropfen als Libation auf den Boden fließen. Dann lachte er wieder sehr weisheitsvoll, als sei er auch darüber erhaben und wolle nur den alten Usus geneigtest in Erinnerung gebracht wissen. Wir thaten ihm Bescheid, und wer's noch nicht wußte, erfuhr nun bei guter Gelegenheit woher Bacharach seinen Namen führt.

„Der Jahrgang Sechshundvierzig soll leben!“ sagte Herr Mumm und füllte von neuem unsere Römer.

„Neben diesem Elfer soll er leben!“ rief Einer von der Gesellschaft und erhob sein Glas. Herr Mumm nahm das Compliment schmunzelnd hin, das seine Sorte für Elfer erklärte. „Wenn der Wein heuer eine Art Elfer wird,“ sagte er, „dann wäre seine Unsterblichkeit gesichert!“

„Woher es nur kommen mag,“ sagte ein breitschulteriger Mann mit eben so breiter Mundart, „daß der Woin hier zu Lande so duftig wird wie nirgend in der Welt!“

„Ja und so süßig!“ sagte ein Stämmiger aus Bayern, der mit dem Ellbogen seinen ebenfalls breiten Rücken auf den Tisch stützte und seinen Hals zwischen die Schultern nahm. — Beide Männer, der Frager und der Antworter, saßen einander gegenüber und blickten sich groß und schweigend an. Es waren zwei schwere diplomatische Fragen, die Oesterreich und Bayern mit einander wechselten.

„Nai!“ sagte der Oesterreicher, — er schien ein Deutschungar zu sein, — „was das Trinkbare betrifft, da haben wir ah halt gute Sor-

ten, aber das Gedüftel dieses gottvollen Safts am Rhoin, das sucht seinesgleichen! Ich weiß nit, ist's der Nebel hier herum der ihn so würzig macht, ist's der Spiegel des Stroms, der die Sonnenstrahlen par ricochelle auf die Rebhügel zurückwirft, — ich weiß nit, was es ist, aber es ist was!“

„Das thut die Luft, Herr von Ahtelhalter!“ sagte lachend unser heiterer Weinwirth.

„Erlauben's! was thu ich mit der Luft?“ erwiderte der Deutschnagar, der durchaus den Forscher machen wollte.

„Es ist der Strom, der Strom!“ sagte der Conrector. „Ein bloßer Spaziergang am Rhein hat schon was Würziges, was Erquickendes. Der Strom thut's, er hat was ganz Eignes an sich, er hat was — genug, er hat was an sich.“

Darüber schweigt aber Horaz! sagte ich.

„Ja und die Chemie auch!“ fügte der Oesterreicher hinzu, „die Wissenschaft ist a Lump, daß sie uns das nit ausmitteln kann!“

„Ist kein Dalberg, kein Chemiker da?“ rief ein junger Trinker, der gern witzig sein wollte.

„Wir werden es auch ohne Chemie ausmitteln!“ sagte Herr Mumm und goß die Flasche Hochheimer leer. — Wir ließen die alten Geister in der Tiefe, Herrn Mumm's Weine in seinen Kellern in Mainz und Cöln leben, dann auch die neuen, die werdenden Geister die im heiteren Sonnenlicht ihrer Zukunft entgegenreisen; wir ließen die Erde leben die die Rebe trägt, die Luft die sie tränkt, die Sonne die sie wärmt. Im Lob auf Vater Rhein insgesammt vereinigten sich unsere Toaste.

Wenn die Wissenschaft, nahm ich das Wort, ergründen will, wo der Quell des Segens sprudelt, so soll sie nicht auseinanderzerren was zusammengehört. Wasser und Erde, Luft und Licht, alles mit einander macht den deutschen Nektar, und zum Feuer des Himmels kommt auch noch das Feuer aus der Unterwelt, denn auf vulcanischem Boden wächst der beste Wein. Das alles, auch die vulcanische

Kraft, fassen wir mit dem Namen Rhein zusammen und wenn wir den Strom persönlich machen und „Vater Rhein“ sagen, so verstehen wir eben damit den geheimnißvollen Geist, dem all diese einzelnen Elemente dienen. Darum beteten auch die alten Völker am Flusse; sie schrieben dem Rhein wunderbare Gaben zu. Am Vorabend zum Johannisstage gingen die Frauen in alter Zeit an's Gestade und wuschen sich Brust und Arme unter feierlichem Gebährdenspiel und leise hingemurmelten Sprüchen. Sie glaubten sich von aller Schuld in der heiligen Fluth zu reinigen, und beim dämmernden Mondlicht, beim Schweigen der träumerisch webenden Johannisnacht alle Sündenlast des Jahres loszuwerden.

„Ach! das ist schon so lange her,“ rief spottend Herr Mumm, „daß es gar nicht mehr wahr ist!“

Und wir wußten es auch nicht, erwiderte ich, wenn es uns nicht Petrarca erzählte. In seinen ewig dauernden Worten steht es verzeichnet. Petrarca hat Aachen und Cöln besucht; er schildert uns das Schauspiel am Vorabend des Johannisstags am Rhein. Das ganze Ufer war mit einer Schaar von Frauen und Mädchen bedeckt, und der Sänger Laura's war von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sein Herz hätte verlieren können, wenn er es nicht schon an Laura verloren gehabt hätte. Einige von den Frauen und Mädchen, erzählt er, waren mit wohlriechenden Kräutern umrankt, alle aber wuschen sich mit zurückgestreiften Gewändern die weißen Glieder im Strom, Gebetsprüche flüsternd. Wie beneide ich Euch, sagte der Dichter, glückselige Anwohner des Rheins, daß der Fluß Euer Leid hinwegnimmt, während un s weder Po, noch Tiber davon reinigen können!

Der Conrector unterstützte mich mit Citaten und sagte: Recle, bene! ob schon er der Meinung war, ich hätte nicht „stricte vertiret.“

„Der Glaube thut's!“ sagte ein bisher schweigsamer Mann, der, während ich auf dem Feldstuhl saß, hinter mir gestanden und sich jetzt über meine Schulter herunterneigte. Ein brauner, bis an den Hals übereinander geknüpfter Rock deckte die mittlere, angenehme, mäßig

belebte Gestalt des Fremden, der sich zum ersten Mal mit diesem Wort in unser Gespräch mischte. Sein ernstes, aber behäbiges Gesicht war freundlich geröthet, die volle Wange war bis über die Schläfen hinauf glatt rasirt, sein schwarzes langes Haar in Locken hinter's Ohr zurückgestrichen, das weiche Schmunzeln um die Lippen hätte fast seinen Stand verrathen. Ich blickte nach seinen Füßen. Der geistliche Kanonensstiefel fehlte; der Mann trug ein einfaches schwarzes Beinkleid; den runden schwarzen Hut, für einen Weltlichen eine sonst ungewöhnliche Kopfbedeckung auf Reisen, hatte er noch nicht gelüpfst. Seine Theilnahme an der Unterhaltung war bisher eine stumme Aufmerksamkeit gewesen; er war ausgewichen, als Jeder von uns sein specielles deutsches Vaterland eingestand. Vom edlen Nebensaft des Herrn Mumm hatte er nur wenig genippt.

„Der Glaube thut hier wie immer im Leben das Beste!“ wiederholte er jetzt mit seiner wohlklingenden Stimme. „Den Völkern ist der Strom heilig gewesen, und darum blieb auf ihm der Segen ruhen. Nicht die Rebe ist's allein, denn die ist häufig aus andern Orten, sogar aus Bordeaux hergebracht; nicht die Scholle Landes thut's allein, nicht die Sonne, nicht die Lage der Berge. Es ist eben alles zusammen, und wo alles Einzelne richtig zusammengreift, da haftet der Glaube daran, unzerstörbar, geheimnißvoll.“

„I so schlag' aner dös Faß entzwei!“ rief der Oesterreicher, „dös ist halt umgekehrt! Weil mir der Wein schmeckt, glaub' ich an ihn; er schmeckt mir nit, weil ich an ihn glaub'!“

„Ein Hysteron Proteron!“ lächelte der Conrector.

„Beides greift in einander über,“ sagte der Mann im braunen Oberrock, „Ursache und Wirkung laufen zusammen, die eine trägt die andere und beide rufen sich wechselseitig hervor.“

„Da mußt i schön bitten!“ rief Herr von Nchtelhalter.

„Erlauben!“ unterbrach ihn freundlich der Braune. „Sie gehen schon mit dem guten Glauben an dies Glas Wein. Schon der Anblick des grünen Römers erweckt gewisse Vorstellungen, reizt die Phantasie

und erst mit dieser Empfänglichkeit sind Sie im Stande den Werth des Weines zu schätzen. Das erste Glas Wein, die erste Pfeife Tabak hat selten Jemandem gemundet; es gehört eine geistige Vorbereitung dazu, und eben der Glaube an die Sache ist es, der die Sache werth macht und zu ihrem Genuß befähigt. Ich habe selbst im Lande Meissen manch gut Glas Rothen getrunken. Er war von Burgunder Neben, er war vortrefflich, aber weil man ihn Meißner nannte, hatte er keinen Credit. Das ist eben der Glaube, der Credit. Die Weinhändler in Sachsen verkaufen ihn als Bordeaux und dann schmeckt er den Leuten ausgezeichnet. Mit dem Schaumwein ist es nicht anders."

"Das hat was für sich!" sagte der Conrector, der für sein Meißner Gewächs eine Chance eröffnet sah.

"Ja, ja, der Glaube thut's, der Glaube macht selig!" sagte Herr Mumm mit einer versteckten Parodie. "Wie ist doch gleich die Geschichte von der Heiligen zu Coblenz, die trocknen Fußes über den Rhein ging? Das Wasser trug sie, solange der Glaube sie hielt; es wich unter ihren Schritten, sobald ein Zweifel in ihr aufstieg. Und unsere guten Vorfahren ließen auch ihre neugeborenen Kinder die Wasserprobe bestehen, falls sie deren Nichtigkeit beargwöhnten. Sie tauchten sie in den Strom; die ehelichen schwammen sacht an's Ufer, die unächten riß der Strudel mit sich fort. — Das ist auch schon so lange her, daß es nicht mehr wahr ist!" fügte er lachend hinzu.

"Kamen unächte Kinder wirklich so früh schon am Rheine vor?" flüsterte mir der Conrector zu.

Ich wollte ihn fragen, ob sich nicht wenigstens im Petrarca eine Beweisstelle dazu finden ließe; aber unser Oesterreicher hatte den Scrupel des Conrectors vernommen. "O Ihr da von Niederdeutschland!" rief er zornig, "thut nur nit so stolz mit Eueren orthodoxen Sitten und dünkt Euch nit so tugendhaft! Des Leben in Oberdeutschland ist leichter und freier, und Ihr scheltet uns sanguinisch. Die Frauen am Rhoin sind heiterer, hingebender, sie sind halt geradeso was man mundrecht nennt. Die Frauen am Rhoin sollen leben!"

Das Hoch fand stürmischen Anklang, so schlecht es eingeleitet war. Der Conrector sicherte über das Wort „mundrecht,“ drückte die Augen zu und schnippte mit den Fingern, als hätt' er im Text eine anstößige Lesart entdeckt. Der Braune hatte sich entfernt, während Andere, auch Leute vom Blage der zweiten Cajüte, von der lärmenden Lustigkeit herbeigelockt, sich zu unserem Tisch gesellten, der auf der Grenzscheide zwischen den Passagieren erster und zweiter Classe stand. Unter den Personen, die zu dieser letztern gehörten, trat auf Herrn Mumm's Einladung ein junger blonder frischer Bursche heran, und that ihm mit dem dargebotenen Römer Bescheid. Es war ein Tischlergesell aus der Oberpfalz, der lange in Cöln gearbeitet hatte und nun nach Luxemburg wollte. „Wer mitttrinken will, muß auch eine Rede halten, ein Bivat ausbringen!“ hieß es von allen Seiten.

Der junge Oberpfälzer sah uns verdutzt an und lächelte blöde drein. Zwei Bonner Studenten, die schon längst ihre Kehlen geweckt hatten, stimmten plötzlich das alte Beckersche Lied an:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein!

Aber man ließ sie nicht ungestört weiter singen. Einige von der Gesellschaft fielen spöttisch ein, verhöhnten mit lachender Gebährde den wimmernden Ton der Melodie und zerrten den Schluß: Schöner freier deutscher Rhein! prosaisch platt und breitmäulig auseinander.

„Und da möcht' i wohl wissen,“ schrie der Oesterreicher dazwischen, „worum der Rhoin halt frai haissen sollt' und der Donausfluß es nit eben so gut sein kann!“

Die Bonner Musensohne lachten Chorus. „Die Donau!“ riefen sie, „die ist ja halb ungarisch und türkisch!“

„Und die Russen verstopfen ihr mit Kosakenpiken die Mündung!“ schrie ein Anderer dazwischen.

„Und der Rhoin,“ entgegnete Herr von Achtelhalter, „den könnten's die Mündung mit Baumwollenballen zustopfen, wenn er noch

Luft hätt', 's Maul aufzuthun und sich nit lieber im Sand verlör!
Und die Schwaiz, wo er geboren ist" —

„Seine Quellen sind deutsch!“ riefen die Studenten mit Andern.

„Ja, scheen daittsch!“ lachte der Oesterreicher und schlug sich auf die Schenkel. „Sich d' Kopf zerzausen und d' Jacke ausklopfen, döß es nur so raucht: haist döß daittsch sain? Und a Daittsch verführen die Herren Schwaizer! — na, i bidaure den ormen Batter Rhoin, döß er solch Wiegenlied hören muß, und frai ist er ah nit!“

„Die Holländer binden ihm die Füße, — Die Schweizer halten fest sein Haupt!“ sang ein lustiger Mensch aus dem Haufen heraus das Heine'sche Spottlied, das schallenden Anklang fand.

Der Conrector nahm mich beim Arme und flüsterte mir leise zu:
„Im Grunde ist der Rhein auch gar nicht deutsch!“

Was? Weil der Elsaß nicht mehr zu uns gehört? fuhr ich auf.

„Ich meine den Namen des Stromes,“ sagte der gelehrte Mann.
„Rhenus kommt vom Keltischen hrén!“

Hol' dich der Kukuk, Philologie! schrie ich und drehte ihm den Rücken.

Herr Mumm hatte mit dem Korkzieher gegen sein Glas das Zeichen gegeben; er bat um's Wort und wir hofften auf eine versöhnende Rede. „Meine Herren!“ begann er, „es kann keine Frage sein, ob der Rhein deutsch ist. Der Mittelrhein war und ist es. Von da an, wo die größere Schifffahrt beginnt, von Speier bis über Bonn hinunter, hatten und haben noch deutsche Völkerschaften ihre Sitze. Anders aber steht die Frage, ob der Rhein frei ist, und wem er diese seine Freiheit verdankt. — Ich habe Ihnen den Rheinfels gezeigt, auf welchem die Grafen von Ragenellenbogen gehaust, um den Schiffen faustrechtlich den Zoll abzunehmen. Der rheinische Städtebund belagerte weiland vierzehn Monate lang das Raubneß, aber der deutsche Kaiser bestätigte seinen Getreuen den Zoll. Solcher rechtmäßig von Kaiser und Reich anerkannter Raubzölle zählte man am Rhein, so lange er deutsch war, dreißig. Die Franzosen erst haben den Rhein

frei gemacht, frei von der Nichtswürdigkeit all der vertragsmäßig eingeführten Zollplackereien, mit denen die Deutschen sich gegenseitig ihren Verkehr belegten. Die Franzosen haben auch im Jahre 1800 das Verdienst gehabt, den großen Unkelstein zu sprengen. Und mit der Beseitigung der natürlichen Hindernisse ging die Aufhebung der künstlichen Sperren bei ihnen Hand in Hand. Die Abgaben die die Deutschen unter einander erhoben, waren fast hinderlicher für die Rheinfahrt als Stromschnellen, Felsenbänke, Bingerloch und all das wilde Gefähr und Gestrudel. Dazu gehörte das Unterschlagerecht in Cöln und Mainz, die Gilden, die Rangfahrten und wie all der gezwungene Stapel hieß. Napoleon, meine Herren, hat das zuerst eingesehen und in dem 1804 zwischen Deutschland und Frankreich geschlossenen Rheinschiffahrtsvertrage wurden die Abgaben wesentlich vermindert, der Willkür der Beamten in Erhebung derselben wurde ein Ende gemacht. Es gab bis dahin in der That am Rhein ein systematisirtes Faustrecht und Raubhandwerk, gleichviel ob es die Regierung oder die Raubritter und die Gilden trieben. Nach dem Falle Napoleons, — er hat nicht lange genug gelebt für die Welt! — sahen die Fürsten nun wohl ein, daß sie dabei recht schlecht fuhren; es gehen nach den Erleichterungen im Verkehr jährlich fünf Millionen Centner stromab und auf. Man ließ das Napoleonische System — denn es war nun schon eingebürgert und eingewohnt — „beim Alten“ bewenden, und ordnete darin noch weiter was nachträglich nöthig schien. Im Pariser Frieden that man sehr groß mit der Acte von der freien Schifffahrt auf dem Rhein; man decretirte sogar die Ausdehnung dieser Freiheit jusqu' à la mer. Aber Rynheer hat das nicht verstehen wollen, er hat nicht: bis in's Meer, sondern bis an's Meer überseht. Rynheer nimmt Zoll an den Mündungen; die Herren vom Wiener Congress überließen jedem Fremdling die Deutung ihrer Bestimmungen. Gestehen Sie aber selbst, meine Herren, wenn der freie Rhein, wenn er frei ist, diese seine Freiheit verdankt!“

Eine peinliche Stille lag auf der Versammlung als der Rhein-
Rheinische Städte.

länder schwieg; er hatte damit ein Glaubensbekenntniß abgelegt, das Viele theilten, das Einige beschämte, Jedem aber für den Augenblick den Muth nahm, ein Gegenwort zu sprechen. Als bald wälzte sich die politische Debatte von neuem chaotisch heran; die einmal entfesselten Geister wollten nicht zur Ruhe kommen, wußten keinen Abschluß zu finden.

Laßt uns ein Lied singen, rief ich, ein Lied das Allen munde-
recht ist!

Viele stimmten bei. „Aber nur a naies!“ rief der Deutschungar,
„nur a naies Lied!“

„Bei einem Glase alten Weines,“ entgegnete ihm der Conrector,
„da ziemt sich wohl auch ein altes gutes Lied.“

„Dann sing i nit mit!“ brummte Herr von Achtelhalter und suchte
schläfrig mit seinem breiten Rücken nach einer guten Position.

„Wie wär's?“ fuhr der Conrector fort, wenn wir auf den guten
Hölty zurückkehrten, der den Rhein nicht gesehen haben mag, aber
doch so schön zu dichten wußte:

Ein Leben wie im Paradies
Gewährt uns Vater Rhein!
Ich geh' es zu, ein Ruß ist süß,
Doch süßer ist der Wein!“

„Dös ist gar a dummes Lied!“ fuhr der Oesterreicher auf. „Wer
den Woin besingen will, braucht mir den Ruß nit zu lästern. Es ist
halt mit der Freiheit ah an übles Ding, wenn der Eine den Andern
über Bord werfen will.“

Liebe deutsche Verwirrung! dacht' ich. Sie können sich nicht ein-
mal über ein Lied vereinigen! — Die Bonner Rufen söhne erbarm-
ten sich der kritischen Verlegenheit und wußten Ausbülfe. Sie stimm-
ten an und Chorus fiel ein:

Man branet Bier im Land zu Reußen,
In Baiern, Pommern und in Preußen,
Gott Lob, die edle Pfalz allein
Gibt uns und ihnen guten Wein!

Wir können vieler Ding' entbehren,
Auch dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer sein,
Die Weiber hassen und den Wein!"

Ob schon das auch kein Bundeslied ist, das alle deutschen Stämme gerh mitsingen, so war doch der Oesterreicher wenigstens zufrieden, daß man die Weiber nicht ausschloß, wenn man den Wein leben ließ. „So laß' i mir's g'fallen!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch; „dös Eine thun und dös Andere nit lassen; so ist's halt bei uns Stylus! Wer nit liebt Woin, Weib und G'sang, der bleibt ein Nahrr sein Lebelang!"

Ein Spruch vom Keger Luther! raunte ich ihm in's Ohr, da ich dicht hinter ihm stand. Er blickte auf, sah mich groß an, wandte sich aber unwillig fort und murmelte: „Ah wos! Keger oder Christ, Jud' oder Haid! Wann der Mensch nur g'sund ist! Beim Woin ist's olles ains!"

Wie ich zurücktrat, stand der Mann im braunen Oberrock hinter mir; sein dunkles Auge sah mich aus dem runden blühenden Gesicht ruhig fragend an. Ich hab' ihm den Dichter seines Reimspruches genannt, sagt' ich, auf den Oesterreicher deutend, — und er meint, beim Wein sei alles eins, alles gleich viel, Lutherthum oder Römerthum!

„Er meint: gleich wenig!" verbesserte der Braune meine Rede.

Sie scheinen von dem alten Spruch: In vino veritas! nichts zu halten? fuhr ich fort.

„Der Wein thut's nicht!" lächelte der Mann mit bescheidener Zurückhaltung. „Der Wein ist schon so oft besungen, jedes Zeitalter hat andere Lieder und Sprüche auf Gott Bacchus gedichtet, bald stark, bald schwächlich, je nachdem die Menschen waren."

Sehr wahr! sagt' ich, und Luther, dünkt mir, hat das stärkste Lied beim Glase Rheinwein gesungen, ein Lied das uns das Mark durchschüttelt, uns Herz und Nieren stärkt.

„Der Reformator Martin Luther hat manches gute Tischlied gedichtet!“ sagte der Braune und lugte mich forschend an.

Ich meine kein Loblied auf Gott Bacchus! fuhr ich fort, ich meine ein Lied, dem alten Gott Zebaoth gesungen in Sturm und Todesnoth, ich meine das glaubensstarke heilige Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott! Das Lied hat Luther da unten in Oppenheim bei einer Kanne Nierensteiner gedichtet. Ich war dort, ich habe mir die Kunde bestätigen lassen und ich glaube daran, und wenn es der Glaube thut, so thut er's eben und es ist richtig!

„Es war vielleicht, als Martin Luther nach Worms zum Reichstage ging?“ sagte fragend der geistliche Mann aus Belgien mit einem unsichern Blick.

Ganz richtig, nach Worms, in das er sich hinein wagte, und wenn auch dort soviel Teufel wären als Ziegel auf den Dächern! Sein braver Kurfürst sorgte für einen guten Trunk und so hat der Glaubensheld wenigstens nicht Durst gelitten. An Luther kann man wahrnehmen wie der Rheinwein auf eine starke Seele wirkt.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen!

Das hat er damals auch gedichtet und mich dünkt, das sei ein Wort wie ein Felsen, — ein weit festerer vielleicht als der Felsen —

Ich sprach es nicht zu Ende. Die Gesellschaft erhob wieder lauter ihren Streit; wir waren bei Seite an den Rand des Schiffes getreten und konnten doch nicht mehr zu Worte kommen. Herr Rumm hatte den Tischlergesellen aus der Oberpfalz bei der Hand ergriffen und in den Kreis gezogen, gebot jetzt mit klingendem Glase Stillschweigen und rief: „Hier hat Jeder gesprochen; auch der Bursch aus Franken muß zu Worte kommen! Frisch, eine Rede gehalten! Wer mittrinken will, muß auch mitreden! Der Franke hat das Wort!“

Alles horchte hin und blickte auf den jungen blonden Menschen, der mitten im Kreise stand, den Hut abnahm und schüchtern um sich blickte. „Ja, reden kann i nit,“ sagte er lächelnd, „blos singen.“

„Na, an Lied, an naies Lied!“ rief der Oesterreicher.

Es ward Stille geboten und der Jüngling aus der bayerischen Pfalz begann mit heller lauter Kehle:

„Es war einmal ein Zimmerg'sell —“

„Worum denn kein Schreiner g'sell?“ fuhr Herr von Ahtelhalter dazwischen.

„Friede, Oesterreich!“ geboten mehrere Stimmen. Oesterreich wurde zur Ruhe verwiesen, und der Pfälzer konnte zu Worte kommen, das heißt zum Gesang. Sein Lied war die beste Feier des Rheinlands, das beste neue Rheinweinlied nach dem wir gesucht. Es besingt nicht den Wein, sondern die Wirkungen des Weines *).

Es war einmal ein Zimmerg'sell,
Ein jung frisch vrächt'g Herz,
Der baut dem alten Markgrafen ein Haus,
Das bracht' ihm Harm und Schmerz.
Sowle das Haus zu Stande war,
Viel hundert Klastern tief,
Da ward er müd' und legt sich hin,
Der Zimmerg'sell, und schlief.
Die Frau Markgräfin kam und schaut',
Den Zimmerg'selln zur Stund'.
Sie blüdt' sich über ihn und sprach!
Hier küß mich auf den Mund!

*) Ich gebe es möglichst allgemein deutsch ohne ihm seine naive Provinzialfarbe zu nehmen. Bisher anderwärts gedruckt, findet sich das Lied nur mit Zusätzen und Ausweitungen, die es stören. Karl Simrock sagt, es würde am ganzen Rhein von den Quellen bis zu den Mündungen, aber überall anders gesungen. Mag es denn Jeder singen wie er will; wie es mein Tischlergesell gab, kommt die Ballade am meisten zu ihrem Rechte.

Ach nein, ach nein, Frau Markgräfin,
 Das brächt' uns Beiden Schand'!
 Er wehrte sich, er sträubte sich
 Und küßt' ihr g'scheidt die Hand.
 Doch wie sie nun beisammen war'n,
 Sie meinten, sie wär'n allein,
 Der Zimmerg'sell saßt sich ein Herz
 Und küßt ihr d' Lippen fein. —
 Ach mein Herr Markgraf! schreit der Bub',
 Der heimlich das geschaut. —
 Das Donnerwetter soll ihn hol'n!
 Rasch einen Galgen g'baut!
 Der Galgen stund. Der Markgraf rief
 Zu seinen Mannen all'n,
 Und hat er nicht den Tod verdient?
 Sprach er zu sein'n Vasall'n.
 Doch wie sie nun die Frau Gräfin sahn
 So schneeweiß jung und fein,
 Da sprachen sie, da riefen sie:
 Herr Markgraf, haltet ein!
 Der Zimmerg'sell der küßt den Tod,
 Weil er ihr küßt' den Mund.
 Herr Markgraf, schaut die Lippen roth:
 Wir thäten's all zur Stund!
 Da stutzt der Markgraf sehr und sprach:
 Wir woll'n ihn leben lahn,
 Weil keiner unter uns Allen hier,
 Der dos nit auch gethan!

Unser Dampfschiff hielt in Bingen. Der Tischlergesell verließ uns; mehrere seiner Genossen griffen ebenfalls zu ihren Ränzeln und sprangen in den Nachen. Der wortkarge und gesangreiche Franke gab beim Abschied noch ein Lied zum Besten, als Herr Mumm ihm die Hand bot. Es war das bekannte Handwerksburschenlied, das in seiner komischen Treuherzigkeit den Rhein mehr feiert als manche stolze Ode, die ihm gesungen ist.

Es ist eine harte Ruß
 Daß ich vom Rheine scheiden muß!

So sang der lustige Mensch mit schmetternder Stimme in's Gebrause der Dampfträder, die von neuem mit voller Kraft zu arbeiten begannen. — Wie beneide ich diese wandernden Handwerksburschen, diese Arbeiter und Proletarier! Nicht weil ihnen die Zukunft Europa's gehört, — das ist nur eine von den utopischen Gedankenquälereien unserer müßigen Abstraction, — sondern weil ihnen in ihrer culturlosen Heiterkeit die Welt so frei und offen daliegt. Diese Handwerker feiern auf der Wanderschaft ihre Studentenjahre, während die jungen Gelehrten auf der Hochschule kaum noch singen: Ein freies Leben führen wir! Das Wandern hält Leib und Seele frisch, und der Verkehr in vieler Herren Ländern macht gewandt und klug. Wer fleißig ist, braucht nicht zu sechten, nicht zu betteln, und wer wenig Bedürfnisse hat, dem gehört auch ohne Communismus die Welt.

Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt, juchhe!

Drum ist so wohl mir in der Welt, juchhe!

So klang es noch von Bingen zu uns herüber, als die wandernden Gesellen landeten. Sie schwenkten die Hüte, und riefen das Juchhe schmetternd hinaus in die Luft.

Wie die flotten Bursche das köstliche Goethische Lied genießen, ohne von Goethe ein Wort zu wissen! dacht' ich für mich. Das ist auch ein Rheinweinlied, nur daß es die Deutschen so selten beim Weine singen! In Goethe's Dichtungen waltet ächter Rheinweingeist. Sein Faust schmeckt wie alter, schwerer, Jahrhunderte lang gelagerter Markobrunner. Und jene kleinen Lieder, die ihm von früh bis spät in's hohe Alter leichtbeschwingt und flügelschnell aus dem frohen Herzen stiegen: es sind die kleinen angenehmeren Rebsorten die hier und da an den grünen Bergabhängen im wehenden Luftzug unter der lachenden Sonne gedeihen. Süße Heiterkeit duftet ihre Blume; trauter Frohsinn und eine jubelnde Lust, die Welt in ihrer ganzen Schönheit zu fühlen, durchströmt sie. Der Mensch im Rheinland ist einmal sehr fromm, tief und stark gewesen; da hat er sich jene Dome gebaut, die gen Himmel ragen. Dann schien die Welle des rheinischen Bluts

leichter zu fließen; der Charakter des Rheinländers von heute ist sprudelnder geworden, — vielleicht auch leichtsinniger? — Ja, da liegt's. Und ob dereinst noch Stürme kommen mögen, wenn wir den Drang des Ernstes abgeschüttelt? — Diese meine Hamletschwermuth war vielleicht auch nur eine Wirkung des Hochheimers.

Zweites Kapitel.

Ein Gespräch in der Kajüte. Das wahre Deutschland und der Rhein.

Am Kurleifelsen scheitert heutzutage Niemand mehr. Die Macht der Schönheit in unserem Jahrhundert ist nicht mehr so sinnbethörend, daß wir in ihren Anblick verloren die Felsenriffe nicht merkten und mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Wäre ein Odysseus unter uns, er brauchte sich nicht mehr an den Mast binden zu lassen, wenn der Gesang einer Lorelei-Sirene ertönte. Der Staat, die Gesellschaft, der Einzelne, Alles ist Geschäftsmann, das ganze Menschenleben eine Rennbahn zum reellen Gewinn geworden. Im Interesse des bürgerlichen Nutzens sind im Binger Loch die Felsen weggesprengt, die die Rheinfahrt behinderten. Es steigen auch keine Raubritter mehr von den Burgen herab, um die Kaufherren zu zwingen, ihre Dienstleute zu bemannen. Auch diese Romantik hat aufgehört; der Staat hat die Raubzölle in ein Steuersystem verwandelt, um das man sich nur noch in den Kammern zankt. Freilich nimmt der Staat mehr an Steuern als die Raubritter ehemals an gewaltsamen Zöllen. Aber der Kaufmann weiß woran er ist und zahlt gern für das Gefühl der Sicherheit. — Auf den Polstern in der Kajüte lagen und hingen die ausgespreizten Söhne Albions. Zur Seite am Tische saßen zwei junge Franzosen von der Pariser Hochschule, mit dem Mann im braunen Oberrocke in ein lebhaftes Gespräch begriffen. Sie hatten sich dem Bacchanal auf dem Deck entzogen und schienen nicht deutsch genug zu wissen, um den babylonischen Wirrwar dieser deutschen Eintracht

verstanden zu haben. Ich brauchte mich also über die Rede des Rheinländers vor den Franzosen nicht zu schämen. Aber der Mann im braunen Rock hatte den Streit oben gehört und verstanden; er war ein Professor aus Löwen, aber ein Rheinländer von Geburt. Vielleicht ließen sich die beiden Franzosen von dem deutschen Belgier die querelle d'Allemagne nachträglich erklären.

Ich setzte mich an den Mitteltisch, auf welchem Zeitungen und Bücher lagen, und blätterte. Ich las den Reisebericht eines Franzosen in der Gazette de France. „In Belgien,“ hieß es da, „glaubt man nicht in einem fremden Lande zu sein. In Köln und Tournai hat die französische Monarchie angefangen; sie muß dahin zurückkehren. Frankreich wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis die unbefiegbare Nation ihre volle Herrschaft wieder ansichgebracht hat, bis sie am Ufer des Rheins auf ihren Lorbeeren ausruhen wird.“ Das klang nicht eben als stärke im Hintergrunde ein ewiger Friede. Weiterhin lautete es: „Der einzige definitive Friede den Frankreich je geschlossen hat, ist der pyrenäische, und die einzigen Friedensverträge, deren Abschluß noch übrig ist, sind der Alpenvertrag und der Rheinvertrag. La France sur le Rhin, c'est la France au-delà du Rhin!“

„Das ist unsere Zukunft, wenn Deutschland schläft!“ sagte der belgische Professor. Ich hatte ihm, während die Franzosen die Kajüte verließen, die Stelle laut vorgelesen.

Vor der Hand, sagte ich ruhig, steht Preußen als bewaffneter Trabant am Rhein.

„Preußen ist nicht Deutschland,“ rief der Mann kopfschüttelnd, „wird nie Deutschland werden.“

Freilich ist es zu beklagen, nahm ich das Wort, daß Oesterreich seine Hand vom Rheine zurückgezogen hat. Bis auf die kleine Besatzung die es Anstands halber in der Bundesfestung hält, hat es am Ober- und Unterrhein seine Vorposten gegen den Westen zurückgezogen und damit den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schicksal Deutschlands wenigstens nach dieser Seite hin verloren. Deutschlands

Wohlfahrt ist nicht mehr ganz die seinige, es braucht nicht mehr in Freud und Leid mit Deutschland zu halten. Als sich Oesterreich auf seine Hauptmasse beschränkte, sicherte es sich seine europäische Stellung, fing aber an, die Sache deutscher Nation aufzugeben.

„Wohl möglich,“ pflichtete mein Gegner bei; „aber wenn Oesterreich hinten im Osten beschäftigt sein wird, wer steht dafür, daß nicht auch Preußen, sei's von den Polen oder Russen, in seinen östlichen Ländern bedrängt werde! Wie steht es dann um die Wahrung deutscher Ehre und Selbständigkeit im Westen? Ich will nicht davon reden, daß der Russe sich mit dem Franzosen verbinden werde; aber seinen Vortheil sucht Jeder und England hilft oder sieht zu.“

Rechnen Sie denn, unterbrach ich ihn, neben Oesterreich und Preußen das übrige Deutschland für nichts?

Mein Gegner zuckte die Achseln, aber verwahrte sich dagegen. „Die Politik so vieler Staaten ist zerbrechlich,“ sagte er, „Regierungen denken oft anders als Völker. Und so lange es sich um Kriege zwischen Staaten und Staaten handelt, läßt sich diplomatisch verfahren. Etwas Anderes ist ein Völkerkrieg, und wenn in Frankreich das Volk erwacht und fordert“ —

Nun dann: Volk gegen Volk! sagt' ich. Dann gilt kein Preußen, kein Oesterreich, sodann ein gesammtes einiges Deutschland!“

„Noch immer bloß ein schöner Toast!“ lächelte der belgische Professor. Sein so rundes, gemächlich blühendes Gesicht stand in boshaften Flammen und in seinen dunklen Augen sprühten Funken, die einem verborgenen Focus entsprangen.

Sie scheinen den Gedanken der Einheit der deutschen Nation zu bezweifeln? fragte ich. Wem es noch eine Fabel dünkt, daß in Zeiten der Noth Deutschland wie Ein Mann dastehen werde, Dem muß es vor der Hand eine Genugthuung sein, daß Preußen seine gewaffnete Hand am Rhein hat. Preußen ist, wo nicht der Zionswächter unserer Volksthümllichkeit, doch der Trabant an der Pforte, der unsere Selbständigkeit bewacht!

Der Belgier sah mich von unten auf ruhig an. „Preußen,“ entgegnete er, „ist wie Oesterreich eine europäische Hausmacht geworden, es ist wie dieses kein Volksstaat. Friedrich der Zweite war der ächteste Preußenkönig und er hat eben ein gesammtes Deutschland unmöglich gemacht.“

Preußen, entgegnete ich, hat Dreizehn und Fünfzehn bewiesen, daß es nicht für sich, daß es für Deutschland zu sechten versteht.

„Das war allerdings nur die That des Volkes,“ sagte der Braune.

In Zeiten der Noth, sagte ich, sind Fürst und Volk Eins.

„Wenn die Politik der Cabinette nicht ausreicht, ruft man das Volk in die Schranken und dann erst wird ein volksthümliches Interesse — möglich!“

Der Zollverein, erwiderte ich, war mitten im Frieden ein allgemeiner deutscher Gedanke, dessen Ruhm Preußen gebührt. Es ist nicht seine Schuld, ist daraus noch immer kein gesammtes Nord- und Mitteldeutschland erwachsen.

Mein Gegner schüttelte das Haupt; er bezweifelte, ob Preußen mit der Gründung des Zollvereins etwas anderes bezweckt habe, als seine lang hingedehnte Zollgrenze abzurunden. Er zuckte wieder die Achsel über die Gutmüthigkeit, das als eine nationale That begrüßt zu haben. „Und diese Gutmüthigkeit,“ sagte er, „hat denn doch auch, Gott sei Dank, ihre Grenzen. Das Rheinland, das trotz der französischen Formen im Rechtsverfahren deutsch geblieben ist, läßt sich schwerlich preussische Institutionen aufnöthigen; es schwört mit Hand und Herz auf den Code Napoléon.“

Geschwornengericht, sagte ich, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit darf man auch als altes deutsches Recht in Anspruch nehmen, das in früherer Zeit durch ein fremdes Gesetzbuch, das römische, verdrängt wurde.

„Darf man es endlich?“ fragte er listig spottend. „Nun dann sehe man zu, daß man sich diese Rechtsformen wahrte. Dem Rhein-

länder hat sie der Franzose gebracht, und er läßt sie sich nicht nehmen. Ich selbst bin von Geburt ein Rheinländer, und Herr Mumm hat Recht. Man sollte dem Rheinlande nicht die Wahl stellen, ob es lieber den Code Napoléon oder den Zusammenhang mit Deutschland aufgeben wolle. Ich sage, man sollte es nicht versuchen. Aber man hat schon die Versuche gemacht, den Code zu beschränken, zu beschneiden; man wollte ihm jetzt von neuem die altpreussische Gemeindeordnung aufdrängen."

Ich schwieg beschämt und wagte nicht aufzublicken. Wir waren allein in der Kajüte, auch die Engländer hatten das Feld geräumt; ich mußte mir ein Wort des Vertrauens mit meinem Gegner gestatten. Mein Herr, sagte ich, ihm näher rückend, Sie sind katholischer Geistlicher. Ihre Antipathie gegen Preußen, während Sie deutsch fühlen, stützt sich auf Vorurtheile die veraltet und in sich nichtig geworden sind. Die alte Parteiung zwischen katholischen und protestantischen Deutschen muß aufhören, und Preußen hat sogar Selbstverleugnung genug, sein altes Unrecht, die Schutzmauer des Protestantismus zu sein, aufzugeben. Wir finden das um einer größeren Idee, der Idee eines auch in religiöser Hinsicht gesammten Deutschlands willen erklärlich, erträglich, ja wünschenswerth, und Preußen will das. Preußen hat angefangen deutsch zu werden. Das katholische Rheinland sollte das nicht verkennen. Es sollte mit Ehrlichkeit zwischen seiner früheren Franzosenherrschaft und seinem jetzigen Preussenthum den Vergleich mit Aufrichtigkeit anstellen. Das jetzige Königthum ist sogar mittelalterlicher als Viele wünschen, wenn es selbst die ritterlichen Autonomien wieder in ihre altgermanischen Rechte einsetzt, die Stiftung von Majoraten befördert, —

Ein langgedehntes „Oh!“ unterbrach meine Rede. „Das Rheinland,“ sagte der Fremde, „hatte den faulen Unterschied zwischen Adel und Bürgerthum längst vergessen. Es gehörte ja zu den Wohlthaten der Franzosenzeit, daß der Geburtsadel nichts galt. Will man jetzt alten Sauerteig wieder umrühren, um germanisch zu sein! Heutzun-

tage, mein Herr, gilt Jeder soviel als er ist, nicht soviel als er durch seine Vorfahren scheint."

Ich sah betroffen zu Boden. Der belgische Katholicismus ist um deswillen im Lande mächtig und herrschend, weil er die Errungenschaft eines allgemeinen, gleichberechtigten Bürgerthums anerkennt. Eben darauf fußt auch das liberale Bewußtsein im katholischen Rheinland.

Der Braune war näher zu mir herangetreten und flüsterte mir zu: „Gehörten Sie vielleicht zu jenen Männern in der Paulskirche, welche Preußen die Kaiserkrone anboten?"

Ich verneinte kurz. Der belgische Professor fuhr fort: „Wenn Preußen angefangen hat deutsch zu werden, so sollte Deutschland nicht aufhören deutsch zu sein! Die Mitte Deutschlands war der Rhein zu Zeiten als der Jura, der lothringische Landrücken und die Ardennen westlich die natürlichen Grenzmauern bildeten. Solange Burgund, Lothringen und Elsaß, Luxemburg, Hennegau, Brabant und Flandern dem römisch-deutschen Kaiser scepter unterworfen waren, reichten die deutschen Gauen vom Rhein aus westwärts so weit als östlich bis zum Fichtelgebirge. Hinter dem Böhmerwalde begannen die slawischen Völker. Nimmt man das als Grenzgebiet, so war natürlich der Rhein die Hauptader des deutschen Lebens, das Rheinland Deutschlands Herz und Mitte. Und der Mittelrhein ist der eigentliche Träger unseres besten Volksthum. Die Rheinfranken waren von je das edelste deutsche Volk, ihr Herzog der erste weltliche Fürst Germaniens, wie ihr Bischof der Primas des Reiches. Auf fränkischem Boden mußte das Oberhaupt des Staates, der oberste Schirmherr der Kirche, gewählt werden, fränkische Erde wurde sogar nach Aachen gebracht, damit die Krönung auf geweihtem Boden vollzogen ward. Wes deutschen Landes Sohn er war: wie ein Rheinfranke mußte der Kaiser sich tragen, nach fränkischem Rechte leben. Wie das Rheinthale die Mitte deutschen Lebens, so war in diesem wieder das goldne Mainz der Mittelpunkt. Im Erzkanzler concentrirte sich die nationale Machtvollkommenheit, in dem rheinfränkischen Kurfürsten,

der zugleich über Straßburg, Speyer und Worms seine Hoheitsrechte übte, den Wahllact leitete, die Kaiser ein- und absetzte. Als Erzbischof Werner den Rudolph von Habsburg salbte, sprach er das Wort: Ich weihe Dich ein zum Oberhaupte, ich, fortan zwar Dein Lehnsträger und Vasall, aber — ich habe noch mehr Kaiser in der Tasche! — Die alten Zeiten, der alte Glanz kann wiederkehren, aber Eins thut erst noth, die Kirche muß erst wieder in ihre Rechte treten, souverän sein über Fürsten und Völker!“

Ich athmete auf; jetzt begann es mir zu dämmern, wohinaus mein deutscher Priester aus Belgien wollte.

„Auf der Grenze von Mainz und Worms,“ fuhr er fort; „stand der älteste fränkische Königsthron. Der erste rheinfränkische Kaiser, Konrad der Salier, wurde dort in jener Volksversammlung gekürt, die unser Umland in seinem Herzog Ernst von Schwaben feiert. Bei Wiesbaden stand dann der zweite deutsche Königsthron, und hier, im Angesichte von Mainz, wurden der sächsische Lothar wie die Hohenstaufen Philipp und der zweite Friedrich auf den Schild gehoben. Erst später verlegte man den Wahlplatz nach Rheine im Lande Trier. Mainz, der Mittelpunkt des Rheinthal's, war in guter alter Zeit immer die Capitale Deutschlands; selbst der Barbarossa und seine Enkel hielten im Angesicht der Stadt, unter den Auspicien des Kanzlers, ihre großen Reichstage. In diesem Rheinthale steht die Geschichte Deutschlands in ihrer Glorie verzeichnet. Wie sich im mittleren Thale des Ganges Indiens Religion und Sitte concentrirte, so ist der Rhein der geheiligte Strom deutschen Lebens. Mainz war das alte Haupt, Frankfurt und Aachen waren die Wahl- und Krönungstädte unserer Kaiser, und in Speyer liegen sie begraben.“

Sie liegen begraben! wiederholte ich, und werden schwerlich wieder auferstehen, sie schlafen sehr fest, denn sie ruhen aus von ihren Kämpfen mit der Kirche. Die Sonne also strahlte uns nicht mehr! Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten!

„Was meinen Sie damit?“ fragte er barsch; ihm mißfiel die Parodie des Spruchs aus Wallenstein.

Ich meine nur, sagte ich, daß es gefährlich ist die Geister der Vergangenheit wieder heraufzubeschwören; sie werden uns unter der Hand zu Gespenstern. Das Rheinland ist nicht mehr das Herz und die Mitte Deutschlands. Wir haben in Osten erworben was wir im Westen eingebüßt. Möglich, daß diese Erwerbungen keine Entschädigung für diese Einbuße sind; aber verloren ist verloren, vergangen ist vergangen. Wenn Kaiser Karl der Große in Aachen wieder aufstände, er würde Deutschland nicht mehr dort, nicht mehr im heiligen Cöln, nicht mehr im goldnen Mainz suchen. Was hatte sich denn Deutschland, als der Sturm eines neuen Zeitalters über die Welt heranbrach, mitherrübergeschleppt aus dem alten Jahrhundert? Was war denn aus der germanischen Herrlichkeit des Mittelalters hier am glorreichen deutschen Ganges geworden? Nichts als ein schwelgerisches Pfaffenthum mit der üppigen Wirthschaft seiner geistlichen Höfe! An der geistigen und sittlichen Auflösung der geistlichen Sardanapale in Weiberröcken ist das alte Deutschland hier am Rhein zu Schanden geworden. Erinnerungen an das alte Germanenthum mochten freilich auch jenen Franzosen Custine beschleichen, als er in Mainz einzog und seine Siegesbotschaft nach Paris „aus der Mitte Deutschlands“ datirte. Seitdem ist Mainz, diese ehemalige Mitte des Reiches, zu einer bloßen Grenzfestung herabgesunken!

Mein Gegner war aufgestanden und schüttelte sich als wenn er sich plötzlich vom bösen Geist angetastet fühlte. Ein dunkler Zorn stand auf seinem Angesicht. „Mein Herr,“ stotterte er, „Sie sind ein Deutscher und spotten der Herrlichkeit Deutschlands. Ich finde das — sehr modern deutsch.“

Ich suchte nur Ihre Erinnerungen zu ergänzen, war meine Entgegnung. Ueber ein zukünftiges Deutschland kann man verschiedentlich phantaziren, aber über die Vergangenheit kann man nicht blind noch blöde sein. Und Sie würden sich, mein Herr, mit Ihren

Ansprüchen und Bedürfnissen von heute auch gar nicht zurechtfinden in dem alten Gehäuse des feudalen Germaniens. Wo wollen Sie nur Ihre belgischen Begriffe von einer Gleichstellung des Bürgerthums mit dem Adel in dem hierarchischen Bauwerk des Mittelalters unterbringen! Belgien ist ein industrielles Land —

„Belgien ist eine Theokratie!“ sagte er mit großtönender Emphase.

Ah! — Die das Königthum bloß zuläßt? fragte ich.

Er hatte seinen Hut häufig aufgesetzt und tief über die Stirn gestülpt. Er raffte sich zusammen wie einer der Abschied auf ewig nimmt. „Ich glaube, ich redete mit einem“ — er sprach das Wort nicht aus; ich weiß nicht, wollte er sagen: mit einem Thoren oder Keger. Ich meinstheils glaubte mit einem Hierarchen gesprochen zu haben. Er suchte stürmisch die Thür.

Wie ich mich in die Kissen des Sopha lehnte und die Augen schloß, trat weiland Görres leibhaft im Traume vor mich, der selige Mann, der dereinst mit der Jacobinermütze und der Kapuze so rasch wechselte, beide aber zum Nothbehelf in der Tasche behielt. Der belgische Professor ging nach München. Belgien, Bayern, und mitten inne das Rheinland — ein Complex des Deutschthums, aber doch nur in römischen Farben!

Wie ich auf das Deck hinaufstieg, hatte ein leichter Regen die Ufer erfrischt; die Sonne neigte ihr Bild im goldgrünen Spiegel des Stromes. Das breite Rheinthal lag in seiner heitern Schönheit frei und lachend vor mir. Wohl wird es mit Recht ein Paradies genannt. Aber im Paradiese gab es freilich auch eine Schlange.

III.

Im Rheingau und in den „Weinbergen des Herrn.“

Schon von Lorch beginnt das Ufer des Rheingaus. Fährt man stroman, so wird von da das Thal des Stromes zwischen dem Niederwald und dem Hundsrück immer enger, die Felsen drängen sich immer mehr zusammen. Bei Almannshausen pflegt ein Theil der Gesellschaft das Dampfboot zu verlassen, um den Niederwald zu besteigen und in Rüdesheim wieder zu Schiff zu gehen. Auch bei Bingen landet man gern, im Winkel des grünen Rheins und der braunen Nahe, um die Ruine Kloppe und den langgestreckten Rochusberg mit der Wallfahrts-capelle zu besteigen, von wo sich über die nächsten Spitzen hinweg der Blick in die blauen Höhen des Nahegaus eröffnet. Ist diese Aussicht an lieblichen Schönheiten reich, so gewährt uns die Ruine Kessel von ihrer Höhe einen Einblick in die schauerliche Enge des Felsenthals hinab, das der Rhein mit wildem Zorn durchbricht. An den überhangenden Felsblöcken sitzen die Burgen wie Adlernester, und wo jetzt der Fuß des Wanderers zitternd tastet, hauste ehemals behaglich der Raubritter im Familienschooß und lugte beim Gebrüll des Stroms zu seinen Füßen nach Beute. Schloß Ehrenfels nahm gewaltsam Zoll, und der Mäusthurm gegenüber, wie die Pfalz am Rhein ein Waffenthurm und Wächterhaus, zwang die steuerpflichtigen Schiffe anzuhalten und sich durchsuchen zu lassen.— Die Sage, daß in jenem Thurm ein hartherziger Bischof Korn aufgespeichert habe und dafür Rheinische Städte.

von den Mäusen aufgefressen sei, ist längst widerlegt. Der Mäusethurm war ein Musthurm (von Muserie), wie in Mainz ein Zeughaus, in Braunschweig ein alter Thurm des Schlosses auch diesen Namen führte *).

Nach Niederingelheim wandert man auch gern von Bingen aus, und wär's auch nur um auf dem Hofe einer Landwirthschaft unter dem runden Thorweg zu sitzen, wo weiland Kaiser Karl in seine Burg einzog. Er hatte sich dies Schloß erbaut, um von der Last der Weltregierung müde, im Garten Kohl zu pflanzen. Von den hundert weißgrauen Marmorsäulen dieser Kaiserburg ist nur noch ein einziger dürftiger Stumpf übrig. Wenn Carolus Magnus in Aachen wieder auferstände, er würde sich in Niederingelheim nicht wieder anbauen, sondern drüben am rechten Ufer, im Rheingau selber. Dort wächst der Wein ersten Ranges. Der alte Herr hat sich nicht recht auf seinen Vorthail verstanden; er würde besser thun sich jetzt beim Fürsten Metternich drüben auf dem Johannisberg ein Stübchen zu mietthen. Der große lange Karl mit dem Reichsapfel und dem Scepter in der Hand würde heutzutage Diplomat werden müssen, um sich das beste Plätzchen auf der Erde auszufinden. Nur das rechte Ufer von Biberich bis um Bingen herum und nach Lorch hinunter ist wahres ächtes Vollblutland für die Traube. Von Biberich bis Bingen hat der Strom einen westlichen Lauf; er gibt da sein rechtes Gestade der ganzen Wärme der Mittagssonne preis, während Niederwald und Taunus die scharfe Nordluft von ihm fernhalten. — Hat man das Felsenthor bei Bingen, den brausenden Stromkessel mit dem gespenstischen Mausethurm hinter sich, so öffnet sich uns aufwärts der breite Spiegel des Rheins wie ein See mit seinen Auen und Inseln. Die Ritterburgen hören auf, friedliche Schlösser wechseln mit zahmen Klöstern, Abteien, Probsteien; die Schluchten und Felspalten sind verschwunden, und die mit hellem Rebgrün bekleideten Höhen laufen langsam und schmie-

*) S. Karl Simrods Rheinland, S. 299; im malerischen und romantischen Deutschland.

sam in den Fluß hinunter. Der Blick ist wieder licht und weit geworden, die Fernen lösen sich in Glanz und Duft. Hier ist das Paradies, für Gott Bacchus wenigstens; hier stehen die Altäre, an denen Ritter und Bürger, Mönche und Bauern alle Zeit Priester waren und Tempelhüter, hier, wo nur Ein Dienst gilt und der liebevolle Gott seine Arme um Alle schlingt. Auf dem schieferigen Boden, im Widerspiegel der Sonne im Strom, hier schmort und kocht der Weinstock seine köstlichen Beeren; hier ist der Keller Deutschlands, die hohe Schule der Weinpflege, das von Gott gesegnete Rheingauland. Im glücklichen Zusammengreifen dieser Naturbedingungen liegt das Geheimniß, — wenn es ein Geheimniß sein soll, — daß der Wein gedeiht, und unser Oesterreicher, der Herr von Nchtelhalter, hatte nicht nöthig, die Chemie aufzubieten, um uns das Verständniß vom besten Wein zu eröffnen.

Ich sah mich vergeblich nach dem werthen Rheinweinforscher aus Oesterreich um; sein College, Herr Mumm, hatte in einem Nachen mit ihm und dem Conrector aus Meissen das Dampfschiff verlassen, während ich mit dem braunen Priester aus Belgien mich in der Cajüte über Deutschlands Zukunft gestritten. Die glücklichen Drei saßen vielleicht schon auf classischem Boden drüben in Rüdesheim, im Schatten der heurigen Rebe, und forschten in den Schönheiten der antiken Welt und der alten Jahrgänge. Ehrlicher Nchtelhalter! der Du, ganz Philosoph, die Wahrheit im Weine suchst, — lieberwerther Sponder Mumm! der Du bei all Deiner Heiterkeit die Geister aus der Tiefe und das Alterthum kennst, und Du, edler Lateiner! der Du so gründlich und so praktisch Deinem Wissensdurst am Rheine nachläuffst, — lebt alle Drei wohl, ich seh Euch für dies Mal nicht wieder!

Ich suchte den Führer des Schiffes auf, dessen Bekanntschaft ich schon auf einer frühern Fahrt gemacht hatte. Er war ein Mann von Bildung und ungewöhnlichem Wissen. Anfänglich Kaufmann, hatte ihn mehrmals Unglück betroffen. Nach seinem letzten Bankerott war

er Schiffer geworden und führte nun die Waaren anderer Leute besser als die seinigen. Ich stieg zu ihm auf die Leiter hinauf.

Wir werden heuer ein gutes Weinjahr haben! sagte ich fragend.

„Wird die Hitze nicht allzu trocken,“ war seine Antwort, „so steht ein Gewächs zu erwarten das seines Gleichen sucht. — Es ist freilich mißlich,“ setzte er hinzu, „die Jahrgänge mit einander zu vergleichen; jeder hat seine Eigenthümlichkeit.“

Ueberall wo man hinblickt, sagt ich, scheint die Rebe sehr üppig zu stehen.

„Die Ueberfülle der Frucht,“ erwiederte der Kenntnißreiche, „ist nicht selten der höchsten Reife hinderlich; die Menge schadet oft der Güte. Jahrgang Vierunddreißig z. B. gab nicht viel, aber Fässer von der allerfeinsten Sorte. Der Zweiunddreißiger war dagegen reichlicher und machte auch ein gutes Jahr. An Feuer und Arom wird es bei der Wärme den heurigen Weinen nicht fehlen; die Feuchtigkeit des Winters hielt lange an und gab den Stöcken eine besondere Tragkraft. Ob aber, stellt sich kein Regen ein, der Most so dick und schmalzig sein wird wie Anno Zweiunddreißig, steht sehr in Frage.“

Auf dem Johannisberge, sagt ich, herbstet man später als auf andern Strecken. Warum zieht man nicht überall die späte Lese vor?

„Weil man zu Ende October,“ lautete die Antwort, „mit den Bienen auch leicht Nebelnässe und Regen mit auf die Kelter bringt. Es muß ja Jeder sehen wie es ihm gut dünkt und je nachdem die Lage der Berge und die Art der Rebe ist. An der Haardt zieht man meistens die weicheren Rebsorten, Ruland und Traminer; die gedeihen auch bei ungünstiger Witterung leicht besser als die Rieslingstraube, die man hier zu Lande gern zieht. Wenn der Rheingauer um Sonnenschein betet, ist der Rheinhesse oft mit Nässe zufrieden. Ein vernünftiger Wechsel von Hitze und Regen ist wohl für alle Welt das Gedeihlichste. Man muß Gott einen frommen Mann sein lassen, aber sich auch auf die Laune der Witterung verstehen.“

Das ist wohl, sagte ich, überall in der Welt die beste Politik, und die beste Religion! — Ich versank in den Anblick des schönen Wechsels den die Gegend unseren Augen bot.

Auf Rüdesheim mit seinem Hinterhäusergewächs ruht zunächst wohlgefällig der Blick. Dann folgt Geisenheim, das muntere Handelsstädtchen mit seiner neuen üppigen Kirche und seinem Rothenberge. Hier ist Geist und Gemüth beisammen von verschiedenster Art. Fräulein Adelheid von Stolterfoth machte hier ihre Verse und das Haus Dresel damals sein ebenfalls geistreiches Weingeschäft. Der Dreselsche Keller, zwei Stockwerk hoch voll köstlicher Stüpfässer, ist eben so sehenswerth wie die Villa der Dichterin und vielleicht noch geschmackvoller als deren Gesänge. — Am östlichen Eingange von Geisenheim steht ein Landhaus das der Wanderer begrüßen sollte. Diese Villa war der Lieblingsaufenthalt jenes Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der in der Religionsgeschichte unseres Volkes so denkwürdig ist. Hier hielt der aufgeklärte Kirchenfürst seine Mußestunden; aber seine Muße gehörte einer großen Arbeit, dem großen Unionswerke der religiösen Parteien. Er arbeitete hier für den westfälischen Frieden das instrumentum pacis. Dieser Friede war in politischer Hinsicht nichts weniger als glorreich; aber er brachte doch einem entehrenden Kriege das langersehnte Ende. Und Johann Philipps Bestrebungen zum Ausgleich der Bekenntnisse waren damit nicht beschloffen. Mit seinem Minister Boineburg und dem damals jungen Leipziger Philosophen Leibniz arbeitete er hier an einem Entwurf zur Union zwischen katholischen und evangelischen Deutschen, einem Werke das sich mit dem Jahre 1660 bezeichnen läßt, aber ununterbrochen bis an seinen Tod, dreizehn Jahre später, fortgesetzt wurde. Johann Philipp war von ächtem Nationalstolz erfüllt; er war zugleich der Mann der in der katholischen Christenheit die wunde Stelle herausfühlte; er war ein entschiedener Gegner des Hildebrandschen Eölibats. Der Mensch kann kein Engel sein! sagte er, nicht aus Spott, sondern in der ehrlichen Ueberzeugung der gesunden

Bernunft. Und weil er kein Engel sein kann, so soll der Priester Mensch sein, der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft angehören, nicht ihr gegenüberstehen mit der Einbildung einer höheren Natur. Wir können keine Engel sein! sagte Johann Philipp, die Wälschen mögen zusehen wo sie Engel hernehmen! — Er war auch ein heiterer Mann, weil er in sich fest und klar das Christenthum nicht in der Weltentfremdung und Weltentzweiung suchte. Er liebte, sagt man, wenn er auf seiner Villa bei Geisenheim saß, auch den grünen Römer, aber mäßig, nicht maßweise, zur Erfrischung des Geistes, nicht zur Uebertölpelung der Sinne. Er trank gern ein Glas Wein, wie wir's einem Biedermann nachrühmen. Es gibt, soll er gesagt haben, zuviel Wein für die Messe, und zu wenig um Mühsen zu treiben: ergo bibamus! — Sein großes christlich-nationales Unionswerk scheiterte an den Ränken der Wälschen und der Erschlaffung der Fürsten seiner Zeit.

Das kleine bescheidene Haus bei Geisenheim verdient um dieses geschichtlichen Werthes willen eine Gedenktafel. Der jetzige Besitzer, ebenfalls ein Graf Schönborn zu Reinhardshausen, wollte es 1846 dieser seiner Bedeutung würdig wiederherstellen. Schloß Reinhardshausen liegt nur eine geringe Strecke nach Mainz hinauf entfernt. Es spiegelt sich mit dem schweren altmodischen Dach im Rhein; man schiffst dicht an ihm vorüber. Es beherbergt in seinen Sälen eine bedeutende Gemäldegalerie; man rühmt als Hauptstück derselben eine heilige Familie von Overbeck, durch Felsings Stich bekannt. Man erzählte sich damals, der jetzige Graf, der auch im Besitze eines großen Theils vom Niederwald ist, wolle mit seiner Galerie nach München übersiedeln. Der heutige Adel hält auf den kleinen zerstreuten Sizen nicht mehr aus und sucht das gedrängte Leben der großen Städte. — Das Haus Schönborn verdiente seinen Geschichtschreiber. Es lieferte mehrere Bischöfe und zweimal einen Erzkanzler des Reiches. Johann Philipp ist der Stolz des Hauses.

Auch ein Graf von Westfalen, in dem Lande ansässig, dessen

Namen seine Familie trägt, hat hier am Rhein Besitzungen; unter Anderm gehört ihm die „Au“, eine Insel mit trefflicher Schnepfenjagd, ehedem ein Lustort für die Anbewohner. Die alte verstorbene Gräfin hatte auf der Au breite Wege schlagen und allsonntags „für die Bürgerseut Musik zu dere Gelüst aufspiele“ lassen. Der jetzt lebende Graf ist meist in Westfalen; es ist Derselbe der dem Könige von Preußen in Berlin die so übel aufgenommene ultramontane Adresse der Mitterbürtigen überreichte. Der Graf von Westfalen reiste spornstreichs nach Hause mit dem Entschluß, aus Preußen auszuwandern. „Das Geschäft sollte die vornehme Herre dene arme Leut“ überlasse!“ sagte mir ein alter Nassauer, den ich auf dem Deck nach dem Herrn Grafen fragte. „Die Jesuitter mache ihn so viel irr!“ sagte der alte Mann und senkte betrübt seinen eisgrauen Kopf.

Eine andere Au, die ich im Rheine suchte, die Lüzelaue, auf der die Rheingauer in uralter Zeit tagten und ihre Gaudinge hielten, findet man seit lange nicht mehr; der Strom hat sie verschlungen. Aber auf einem Weidicht am nassauer Ufer weilt mein Blick mit Trauer. Am westlichen Ende des Städtchens Winkel steht das Brentano'sche Landhaus. Dort hat Bettina, das verzückte Kind des Rheins, mit den Wellen geplaudert, mit den Lüften gekost, mit den Sternen geliebäugelt und all die berausende Seligkeit des Geistes bis zum Tausmel der Sinne in sich geschlürft. Und dort im Weidicht endete die edle sanfte Ginderode freiwillig ihr Leben. So nah bei einander die Hymnen der entfesselten Lebenslust und der verschleierte Trübsinn, der sich vor sich selbst und vor der Welt verkriecht! Es sind oft die feinsten zartesten Seelen die sich so rettungslos in ihre Gedanken einspinnen und sich so tief verpuppen, daß ihre Bande sich erst jenseits lösen. Unter den Schmetterlingen gibt es auch Trauermantel, wenn es auch seltene Vögel sind.

Glück und Freude gibt es sonst hier zu Lande so vollauf, daß der Becher überschäumt. Oesterreich hat seine Hand vom Rhein zurückgezogen, aber es hat seinem Kanzler hier das schönste Plätzchen

ausgemacht; es war Oesterreichs letzte That am Rhein. Da hebt sich gleich hinter dem Städtchen Winkel der kegelförmige Vorsprung des Gebirges glatt und nett, rund und lachend in die Höhe. Glückseliger Johannisberg! Für jede Thräne die die Völker geweint, hängt an deinen Reben eine süße goldne Beere, und Gott läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, über Thränen und Weinbeeren.

Gelehrte Benedictiner ließen sich zuerst hier nieder, denn die Gelehrsamkeit dieser Herren war nicht blos Bücherweisheit; sie verstanden sich auch auf praktische Zwecke. Ihr Kloster ward zur Abtei erhoben, denn der Wein den sie bauten, war gut. In der Kause, am Abhange, wohnten die Johannisberger Nonnen. Im Jahre des Herrn 1716 kam der Weinberg an den Fürstabt von Fulda. Einer von den Fürstäbten die mit ihrem Krummstab aus so weiter Ferne den Johannisberg regierten, hatte einmal, mehr mit dem Himmel als mit der Erde beschäftigt, den Befehl zur Weinlese zu geben vergessen. Die Trauben waren an den Stöcken beinahe schon faul, als man endlich zur Ernte schritt. Und siehe, die faulen Trauben gaben den allerbesten Wein! O Wunder! Den geistlichen Herren gereichte selbst ihre Bergeslichkeit zum Segen! Seitdem hält man stets auf dem Johannisberge so spät die Weinlese und sondert auch dann noch die überreifen Beeren von den blos gewöhnlich reifen; die leicht angefaulten geben noch immer den Wein erster Sorte. Diese erste und allerhöchste Sorte von den „faulen“ Beeren ist der sogenannte Cabinetswein, der nur an die Keller der höchsten Potentaten verabreicht wird. Der Sorten auf Johannisberg gibt es außerdem noch gar manche; sie theilen sich nach der verschiedenen Lage des Gewächses, wie denn das Schloß selbst auf der Sonnenseite des Berges bessere Weine liefert als die Kause an der Seite und das Dorf am Fuße. Die Flasche von der ersten Sorte mit blauem Lack kostet an Ort und Stelle 11 Fl., mit Goldbronce Lack 7½ Fl., mit Goldlack oder Silberbronce 7 Fl. Die zweite Sorte wird mit 4, 3 und 2½ Fl. bezahlt. Diese litterargeschichtlich wichtigen Notizen verdanke ich

einem erprobten Kenner der dortigen menschlichen Tiefen und Höhen. — Der Oberberg faßt 63 Morgen Weinland; zu ihnen kommen 100 Morgen Ackerland und 1000 Morgen Waldungen. Die Weinernte beläuft sich durchschnittlich auf 23 Stückfaß; jedes zu 1300 Flaschen gerechnet, macht einen jährlichen Ertrag von 23 bis 24,000 Fl. Und ein gutes Jahr leistet, wie man mir sagt, das Doppelte. — Fürst Metternich Durchlaucht verzeihe, wenn wir so indiscret sind, ihm seine Johannisberger Einnahme nachzurechnen!

Wie war's doch mit dem Jahrgang Elf? fragt ich meinen Schiffscapitän der eben wieder zu mir trat. Die Historie ist nicht neu, sie kennt dort Jedermann. Im Jahre 1807 verschenkte Napoleon den Johannisberg, nachdem derselbe fünf Jahre lang an Nassau-Oranien verfallen war, an einen seiner Marschälle. Der Marschall hieß Kellermann und trug in seinem Namen eine Berechtigung, Besitzer des Johannisbergs zu sein! Hat Kaiser Karl der Große die Pfalz seine Tafelprovinz genannt, so konnte doch wahrlich ein Napoleon einen Marschall der Kellermann hieß auch zum Kellermeister des Johannisbergs machen! Dieser Marschall aber war, weil sich Kriegszucht und Weinzucht nicht gut vertragen, ein nicht so guter Weinzüchter wie weiland ein Abt oder jegund ein Diplomat. Der Marschall brauchte Geld, wollte nichts als Geld. Neue Feldzüge standen bevor und dem Besitzer des Johannisberges war es gleichviel, ob ihm daheim ein gut Glas Wein herauwuchs, während er in den Pyrenäen verdurstete oder in der Beresina ersaufen mußte. Also suchte der Marschall schon mitten im Sommer 1811 einen Käufer für die zukünftige Ernte. Ohne zu wissen ob der Wein just reif werden würde, zahlte der Herr Mumm aus Cöln an den französischen Marschall die Summe von 32,000 Fl. für die Ernte. Und der Jahrgang ward so übergut, wie seit Menschengedenken nicht. Der Herr Mumm erntete 65 Stückfaß, und ließ sich für ein einziges 11,000 Fl. zahlen. „Mit wahr, das war gut!“ sagte lächelnd mein braver Schiffspatron. „Auf die Weis hat sich der Deutsche doch einmal am Feinde, der ihm das Land ab-

nahm, recht gut gerächt! Der sachverständige Vater Keller, noch einer von dene alte gelehrte Benedictiner, hatte den Unterhändler gemacht. Mit wahr, das war patriotisch? Und der Herr Mumm aus Cöln hat sich seitdem am Fuße des Johannisbergs das schöne Landhaus erbaut. Da drüben liegt's! —

Schloß Johannisberg selbst steht lachend und glänzend da mit seinen weißen Mauern in Gottes herrlicher Sonne. Es ist die Krone des Rheingaus, wie sein Wein dessen Blume. Statt des ehemaligen bischöflich Fulda'schen Wappens prangt das fürstlich Metternich'sche am Altan des Hauses. Das Gebäude, das ein Fürstabt errichten ließ, sieht ganz frisch und modern aus. Fürst Metternich hat ihm die schwere hohe Klosterbedeckung abgenommen und ein neues schlichtes Dach aufgesetzt. Ließe sich doch ein alter Staat eben so leicht durch eine neue Bedachung modernisiren! Die Grundsäulen stehen ja auch bei ihm vielleicht fest; es fehlt nur — oben an der modernen Bedachung!

Hinter Johannisberg liegt Schloß Bollraths, den Freiherren von Greifenklau gehörig. Noch höher im Lande, tiefer in den Bergen, liegt Rauenthal mit seinen eben so ausgezeichneten Weinen, deren Gewächs, vielleicht weil der Name auswärts abschreckend klingt, meist unter anderer Benennung versendet wird. Das kleine Markebrunn gibt vielen andern Sorten die Etiquette; es hat nur 23 Morgen Weinberg, von denen 14 dem Herzog von Nassau, die andern 9 dem Grafen von Schönborn gehören. Steinberg mit seinen 80 Morgen Weinland erfüllt mit seinem Duft und seiner Würze die ganze durstige Welt; es gibt Steinberger Wein den man noch höher schätzt und verkauft als die erste Sorte vom Johannisberg. Und wer dort wallfahrten will von einem Bacchusaltar zum andern, der darf Kloster Eberbach nicht verschmähen, denn dort ist die Wiege der Weincultur im Rheingau. Das Kloster ist längst aufgehoben; einige Gebäude sind zu einer Besserungsanstalt, andere zu einem Irrenhause verwendet. Vor der Abtei steht aber noch eine kleine Capelle mit dem Steine,

Bernhardsruhe genannt, wo der Heilige sich niederließ, seine Hände faltete, eine Vision hatte und das große Wort sprach: Hier ist's gut sein, hier wollen wir Hütten bauen! Und nicht blos Hütten, sondern auch Keller! Die Vision war eines Heiligenscheines wohl werth, und mancher fromme Cistercienser hatte seitdem, um es seinem Meister nachzuthun, ebenso gottgefällige Eingebungen. Wir meinen das in allem Ernst. Die Welt ist undankbar und vergeßlich; es denkt Niemand mehr an die guten fleißigen Klosterbrüder, wenn ihn der Geist des Eberbachers und Erbachers erfüllt, also daß er in allerlei Zungen redet. Man spricht immer nur von den faulen Bäuichen in den Klöstern. Die Cistercienser der Abtei Eberbach schürzten das Gewand auf, griffen Tag aus Tag ein zur Hacke und Schaufel und verdienten sich ihr gut Glas Wein im Schweisse ihres Angesichts. Sie brachten den Weinbau in Flor, hatten ihre eigne Schifffahrt auf dem Rhein und hielten in Cöln ihre großen Geschäftsführer. Der Bauernkrieg verdarb ihnen den ganzen Segen ihres Fleißes; die groben Flegel, die Bauern, sofften einmal, laut bewährtem Bericht, auf der Wachholderhaide 80 Stückfaß Wein aus und zerschlugen nachher die Fässer. Seitdem ist das ganze Geschäft sehr weltlich geworden; der Herzog von Nassau betreibt es. Bei alledem, sagt der Rheingauer, ist der Segen der Natur unverwüstlich, und bei alledem, wenn du die Kirche zu Eberbach betreten willst, lege deine Schuhe ab, denn die Stätte ist noch heilig! Mutter Natur hat da ihre schönsten Kostbarkeiten beisammen. In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht, und ist ein Mensch gefallen, führt der ebenfalls taumelnde Nebenbruder ihn zur Pflicht, — zur Pflicht, sich auszuschlafen, um von neuem beginnen zu können. — Und welch ein würziger Duft von Myrrhen und Ambra durchströmt die Kirche! Wo früher Altäre standen, liegen jetzt die kolossalen Schraubenkeltern, Zuber und Butten, die Kirche ist in einen Keller verwandelt und die schöne Säulenhalle der Sacristei birgt den herzoglichen Cabinetswein. Alle Jahre im Herbst ist hier für Kenner und Gönner, für Freunde und Kunden, für

Frankfurter und Mainzer Weinhändler und für den gesammten Rheingau ein solenner Freudentag. Zur Zeit des Abstichs wird die Ernte faßweis versteigert, der Cabinetswein flaschenweis. Für alle Fremde ist offene Tafel, denn man meint, wer gern trinkt, der kauft auch gern.

Lassen Sie uns das, sagt' ich, dem geistlichen Herrn da unten, dem Mann mit den dunklen Augen und im braunen Oberrock, verheimlichen! Er möchte Anstoß daran nehmen, er möchte schreien: Gott, was ist die Welt — verweltlicht, dieselbe Welt die ehemals so herrlich, d. h. des Herrn war!

„Bei uns hat Niemand ein Arg dabei,“ sagte der Schiffshauptmann, „wenn's im Kloster Eberbach munter zugeht! Die Erde ist überall, auch in den Händen der Bauern, des Herrn, und die Lust im Rheingau macht frei!“

Er verließ mich und ich stieg die Treppe ebenfalls hinunter sobald der Professor aus Löwen Miene machte sich zu nähern. Ich mischte mich unter die Leute der zweiten Classe auf dem Vordertheile des Schiffes; ich wollte der vornehmen Doctrin entgehen und Lust vom Rheingau athmen. Die Menschen von der zweiten und dritten Classe haben ihre Weisheit auf der flachen Hand. — Es waren mehrere Rheingauer unter ihnen. Die frischen Gesichter verriethen sie; nicht weniger ihre halb lotterhafte, halb fest zugespitzte Mundart. —

Der Rheingau ist ein eigenthümlich verschanztes Land. Die Leute hatten an ihrer natürlichen Schutzwehr nicht genug, sie schufen sich mit dem „Gebück,“ wie sie's nennen, noch ringsherum eine künstliche, walldicht gewordene Hecke, die jeden Eindringling zurückhält. Wie hinter einer chinesischen Mauer hielten sie sich hinter diesen Gräben und Gehen; im dreißigjährigen Kriege standen mehrmals Heere vor diesen Waldhecken still. Sie waren allezeit ein störrisches Völkchen, diese Winzer und Weinbauern. Einige Ritterfamilien hielten zu ihnen; eigentliches Bürgerthum wollte nicht recht im Rheingau gedeihen. Früher hatte das Land seine eigenen Rheingrafen, bevor es die Erzbischöfe von Mainz an sich brachten. Die Rheingauer huldigten dem

geistlichen Herrn von Mainz, aber er mußte zu ihnen kommen und ihren zuvor in Ulfeld oder Eltvill (alta villa) ihre Gerechtsame bestätigen. Sie gaben ihm keinen Zins; er hatte bloß seinen geistlichen Kammerforst. Die Rheingauer waren Niemandem hörig; noch heute, ob schon bloß im leichteren, sanguinischen Sinne, gilt hier das alte Sprüchwort: Die Luft im Rheingau macht frei! Jedermann der einen rauchenden Heerd im Lande hatte, oder nur soviel Boden sein nannte, um einen dreibeinigen Sessel darauf zu stellen, durfte auf ihren Landtagen mitrathen und thaten. Diese Gaudinge hielten sie auf jener Insel im Rhein. Zum Kriege stellten sie dem geistlichen Herrn von Mainz ihre Truppenzahl, hatten aber für dieselbe eine eigene Kriegsverfassung und wählten sich selbst die Hauptleute. Und soviel Selbstständigkeit erhielten sich diese Bauern des Rheingaus bis zum Bauernkriege. Die Religionsfreiheit die Luther verkündigte, hatten sie nicht recht verstehen können; sie verstanden sein Wort nur sehr grob im Sinne des Thomas Münzer. Und die Parteinahme für die Sache der aufwieglerischen, plündernden und verwüstenden Bauernhorden brach ihrer Freiheit den Hals. Die Erzbischöfe von Mainz behandelten die Rheingauer von nun an wie Knechte; sie verloren gemach alle ihre Rechte; nach Auflösung des Erzstiftes kamen sie an das Haus Nassau, das ein Nachkomme der alten Rheingrafen ist.

Es hat sich seitdem im Rheingau mehr Bürgerthum entwickelt, der Handel blüht und die Naturerzeugnisse des Landes werden sorgsamer als sonst gepflegt. Aber der Bauer ist der vorherrschende Stand geblieben; den deutschkatholischen Neuerungen blieben die Leute hier abhold. Seit Ronge's Besuch im Rheingau haben die Bauern ein Scheltwort mehr. Wenn auf der Viehtrift ein Stier die Planke niederreißt, oder ein Bube solches Gehege betritt, dann heißt es: Na warte du, „Ronge!“ Es klingt wie bei uns: du „Ränge!“ und mag wohl auf Eines hinauslaufen. Bei alledem war in Rüdeshcim eine deutschkatholische Gemeinde gegründet und die Regierung war klug genug, die Leute sich selbst zurechtfinden zu lassen. — Nassau hat seine

Verfassung, also zwischen Regierung und Ständen seine Streitigkeiten, an denen der Unterthan seine Rechte kennen und wahren lernt. Der vorige Herzog ließ sich von einer Ständerversammlung, die über seine Zumuthung empört halb auseinanderlief, die Domänen des Landes zusprechen. Außer der Civilliste belaufen sich diese Einkünfte auf anderthalb Millionen. Der verstorbene Herzog ließ sie sich von dem Recht der funfzehn Abgeordneten, die noch beisammen geblieben, rechtlich zuerkennen.

„Doch bei alledem: Vivat unser weltlich Herrscherhaus!“ sagte auf dem Schiff ein fröhlicher Alter mit schneeweißem Haar, aber blühendem Antlig, dem der Wein die Adern frisch erhalten. Er hatte lange in Frankfurt gelebt und dort seine Handtierung betrieben; seine Mundart schien in etwas zu frankfurtern. „Bei alle dem,“ sagte er, „ist's gut, deß wir's geistliche Regiment los worde sind!“

„I kann dös nit behaupte!“ sagte ein Anderer. „Unter'm Krummstab, hat mir mein Großohm 'sagt, war gut wohne! Wir zahle jezt die sechsfache Steuer und werde nit mehr so leicht selig sproche. So ein geistlicher Herr regierte mit dem Becher in der Hand und ließ Gott e' gute Mann sein. Es ist auch nit mehr so arg mit der Verfinsterung der Leut!“

„Ah was! Mainz ist noch alle Tag' voll vom falsche Psaffethum!“ rief der Alte zornig. Da hatte mer den Herru Rüssel; der hat schon so oft e' Rüssel kriegt von dene großherzogliche Minister in Darmstadt und bei alledem scharwerkt er gege Licht und Aufklärung. Der machte oft dos klareste Wasser trüb. In Gieße habe s'en absekt von wege verschiedene Wuthausbrüche gege die Protestante. Aber bei alledem hat er im ganze Lande für das Trier'sche Hemd gewirkt. In Mainz, da is e' Blättel; „der Katholik“ heißt's. Himjope heißt sich der's schreibe thut. Ist auch n' geistlicher Herr. Wie er mal in Mainz predigt, hat Gott's Kreuzdonnerblik in die Thürm' 'nei'schlage. Alles wollt' auffspringe und heimlaufe, nit blos aus Furcht, die Thürm' möchte z'sammestürze, sondern um zu lösche; man hat doch nit um-

sonst seine boid' Händ'! Noi, wos thut der Pfaß'? Laßt uns bete! hat er 'sagt, der Pfaß'. Die Thürm' brannte lichterloh und der geistliche Herr, statt zum Lösch'e zu commandire, hat nieder'knielt und 'bet!."

„Noi," sagte der Andere, „es ist nit so bees mit dene geistliche Herre! I kenn' den Herr Himjope ganz gut, und 's ist kei Arg in ihm. Wie der Herr Chownig aus Ulm nach Mainz komme ist, derselbe der erst zu dene Deutschkatholike über'laufe und dann zu dene Altkatholische zurück'laufe ist, da hat der Herr Himjope dem arme verlaufene Mensche e' Bruderkuß gebe."

„Ja und da hat's Stank 'gebe weit und breit!" sagte ein junger übermüthiger Bursch.

„O daß dich über die Quertreibereie im Land!" rief der Alte schmerzlich und kraute sich mit der Hand im greisen Haar.

„Da habe se," fuhr der Jüngere tobend fort, „wieder eine neue Dienst auf'bracht mit dene heilige Fallentin" (Valentin)!

„Run ja," sagte der Fromme, „der Fallentin ist gut gege die fallende Sucht und hat seine Name rechtschaffe und in der That."

„O ja doch, der Fallentin heilt von allerlei Weh!" schrie der Alte zu mir gewendet. „Eine Glock' an seiner Capell' muß man just mit dene Glieder läute, an dene man Schmerze hat. Hat man's in dene Zähne, muß man mit dene Zähne den Strang ziehe und so fort!"

„Ist auch nit ganz ohne!" brummte der Begütiger dazwischen. „Wer Zahnreiß'e 'habt hat, weiß davon zu sage! Der Zahnreißer von Profession hat mir an die sechs Zähn' raus'zoge und 's hat nit helfe wolle. Dann ging i zum Schäfer in die Berg'. Der hat mir's Maul halb zerdrosche mit allerlei schlechte Kurzweil. Wie ich den Strang beim heilige Fallentin hab' in's Maul 'nomme, sind mir alle Sinne vergange, aber da war's gut!" —

Wie ich mich umwandte, stand der belgische Hierarch, der Professor aus Löwen, hinter mir; er hatte den Streit der Leute mit angehört. Er sah mich verlegen an. „Der Glaube thut's," sagte ich

leise vor mich hin. Er kniff die Augen ein und drehte mir den Rücken zu; ich war ja ein Thor, nicht mehr an das Mittelalter, d. h. an die Macht des Glaubens zu glauben! —

Wie ich an den Rand des Schiffes trat, stieg Mainz mit seinen Kuppeln vor uns auf, das goldne Mainz, das ehemalige Herz Deutschlands, der Sitz seines obersten Priesters der die Kaiser ein- und absetzte, die Welt selig sprach oder verfluchte, den Leuten Zahnweh heilte oder machte.

IV.

Das goldne Mainz.

Erstes Kapitel.

Das goldne Mainz und die deutsche Einheit.

You know, — hm, hm! stotterte ein Engländer der auf dem Deck mir gegenüber saß, möcht' ich wohl wissen weshalb Mainz das goldne heißt!

Es hieß, war meine Entgegnung, in alter Zeit so, als man Straßburg das silberne, Cöln das eiserne nannte.

You know, Cöln hieß auch das heilige! sagte der Sohn Albions.

Wohl wegen der heiligen drei Könige, sagt' ich, deren Gebeine Kaiser Barbarossa aus Mailand dorthin gesendet.

Ah! glaubt' ich, wegen Keuschheit der Sitten! sagte der Brite. Mein Vetter in Edinburgh, Sir John Philpot Blabberton Esquire, der schon dreimal die große Tour gemacht, schrieb mir in mein Skizzenbuch: Cöln, heilig — keusche Sitten! —

Der Mann hielt mir sein schwarzgebundenes, goldbeschnittenes Notizenheft hin; der schottische Vetter hatte ihm mit großmächtigen Lettern die Keuschheit Cölns als Merkwürdigkeit empfohlen. Ich hatte es vielleicht mit einem Puritaner aus den Hochlanden zu thun.

Wohl möglich, sagt' ich, daß Cöln sich in alter Zeit durch eine gewisse Ehrbarkeit den Namen erwarb, zumal dem üppigen, schwelgerischen Mainz gegenüber, das schon um vieles südlicher ist, und dessen Rheinische Städte.

schmeichlerische Luft man sogar eine goldne nannte. Deutscher Norden und deutscher Süden liegen oft nur wenige Meilen aus einander, bieten sich oft auf schmaler Grenzscheide die Stirn. Cöln war früher ernster, thatkräftiger, kriegerischer als Mainz; jenes hatte ein Bürgerthum, das mit seinen Bischöfen in ewigem Streit lebte, während Mainz sich schon früh als ein behaglicher, weicher Sitz eines hohen geistlichen Herrn gestaltete. In der Architektur beider Städte hat sich gothischer und romanischer Geist entschieden festgehalten, Cöln hat den erhabensten Dom in germanischem Styl, Mainz die schönste byzantinische Kathedrale. Betnamen aber wie heilig, oder eisern und golden, haben nur Gültigkeit für gewisse Zeiten; sie entstanden, als die Städte wie Individuen und Nebenbuhler ihre Charaktere im Wett-eifer entschiedener herausbildeten, wie in Italien Rom das ewige, Venedig das herrschende, Mailand das große, Bologna das behaglich feiste, Florenz vorzugsweise das schöne hieß.

Der Better des Herrn Blabberton in Schottland dankte für die Notizen, ging bei Seite und schrieb eifrig in seinem Skizzenbuch weiter. Es war ihm zum Unterschied gegen seine Landsleute durchaus darum zu thun, mit Nutzen die große Tour zu machen. Nach einem Schriftsteller sah er nicht aus, doch auch nicht nach einem der aus Müßiggang reißt.

Ich mußte an Ulrich von Hutten denken, der Mainz gern das goldne nannte, weil ihm hier das Dichten so gut von Statton ging, weil er sich, ein Flüchtling der nirgends Ruhe gehabt, hier allein wohlgefiel, die Luft ihn hier so üppig und goldig anwehte, der Wein ihn hier funkelnder als irgendwo anlachte. „Wenn ich's nur sehe, dies Mainz,“ sagte er, „so wird mir schon frischer und wohler im Herzen!“ Und zur goldnen Luft, zum goldnen Wein gehört auch die Gunst der Frauen. Weht die Liebe nicht einen goldnen Verklärungsschein um's arme sterbliche Haupt? Und wo ein Frauenlob gehaust, jener glückliche Prälat, der die Frauen nicht lieben durfte und sie voll Entsagung als unerreichbare Sterne am Firmament des Lebens feierte, also daß

sie ihn, wie er todt war, selbststeigen zur Gruft trugen, sein Grab mit Blumen bekränzten und es mit soviel Wein begossen, daß die ganze Kirche, wo nicht in Thränen, doch in Nebensaft schwamm: — wo ein priesterlicher Frauenlob gelebt und vielleicht verschwiegen geliebt, da mußte doch wohl ein ritterlicher Dichter für sein heißes Blut Erhöhung finden! Erscheint dem Dichter im Glück der Liebe alles goldig, weil sie ihm alles in ihr Licht taucht, so hat er auch das Recht, das Leben in ihre Farbe zu kleiden. Mainz war das goldne, weil ein Dichter in ihm sich wohlgeföhlt. Und Ulrich von Hutten fand hier mehr als Frauengunst. Die Liebe ist ja dem Dichter doch nur die Fee, die ihm die Schwingen löst, nicht seine Gottheit, die er anbetet. Die Götter gehen noch über die Feen, Genien, Nixen und Kobolde. Der „Auf-erwecker deutscher Nation,“ wie Ulrich sich selbst genannt, fühlte sich hier zuerst in einer „aufgeweckten“ Welt, die nicht bloß zum Sinnen-geuß, auch zur Freiheit des Geistes die Schranken offen hielt. Gegen Nacht und Aberglauben zog Hutten zu Felde, Papstgewalt und Pfaffengräuel hießen ihm die Ungeheuer der Welt, gegen Dunkel-männer und Finsterlinge zog er das scharfe Schwert seiner Rede. Tief zwischen rauhen Bergen auf dem Schlosse Stadelberg hatte er seine Heimath gehabt, in dem mönchischen Fulda hatte er studiren sollen und war fortgelaufen. Nach langen Wanderungen in Deutschland und Italien hatte sein ritterliches Herz, sein schwungreicher Geist sich manche Freunde, manchen hohen Gönner gewonnen; zur selben Zeit als Luther seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, krönte Kaiser Max den Hutten zum kaiserlichen Dichter. Aber dieser Freiheits-sänger konnte im Dienst eines kaiserlichen Herrn keine Verse machen. Nur am glänzenden Hofe des kunstliebenden Erzkanzlers schien er eine Welt zu finden, wie er sie wollte. Die Künste gehen mit der Aufklä-rung Hand in Hand, so lange die Sonne eines Zeitalters im Steigen ist; sie buhlen mit der Knechtschaft und lullen sich in weiche Schlem-merci, hat das Zeitalter seinen langen Schatten vor sich. Der Hof des Kurfürsten Albert schien Hutten ein Schauplatz für das neue

Werden des Jahrhunderts. Er fand in Mainz nicht bloß als Sänger und Ritter, auch als ein Mann der Freiheit seine Geltung. Am Tische des Kurfürsten, obſchon er nur als Gaſt ſeinen Platz einnahm, erhob er ſich, pries das goldne Mainz, feierte die geiſtliche Capitale des deutſchen Volkes, aber rief zugleich ſeinen erlauchten Wirth zum Schutze des Auguſtiner Mönchs auf, welcher der deutſchen, in Nacht begrabenen Welt eine Leuchte angezündet, die über Rom hinaus gen Himmel flammte. Ein ruheloser Kämpfer für Licht und Freiheit, konnte freilich auch in Mainz ſeines Bleibens nicht lange ſein. Er wanderte und wanderte, ward überall flüchtig, verkroch ſich wieder in die heimlichen Berge und fand dort beim ritterlichen Franz von Sickingen ein Aſyl. Die Ebernburg hieß damals eine „Herberge der Gerechtigkeit.“ Dort errichtete Ulrich ſeine Preſſe, dort ſchrieb er und druckte es ſelbſt, und ſchleuderte aus dem ſtillen Verſteck alle jene Pfeile in das verworrene Gewühl der Menſchenwelt. Als er auch dort keine Ruhe mehr hatte, ging er nach der Schweiz, zog ſich auf die Inſel Ufnau im Züricher See zurück und ſtarb ſiechen Körpers, aber unermüdeten Geiſtes. Ich hab's gewagt, *jacta est alea!* war ſein letzter Ruf. Und dieſer Ruf verhallte nicht anders als mit tauſendſachem Echo im ganzen großen Vaterlande. Einen gleichen Verein von Ritterlichkeit und Freiheitsſinn hat unſere Zeit nicht aufzuweiſen. Unſere Freiheitsſänger ſind nicht Cavaliere genug, um unſern Fürſten Stand zu halten, und unſere Cavaliere, die die Feder führen, haben für den Freiheitsdrang der Welt eine hohle Bruſt. Dieſe ſind entweder Dandies oder Artiſten, wenn's hoch kommt, Sonderlinge; und Jene denen das Wort der Begeiſterung gegeben iſt, ſcheinen es nicht zu wiſſen, wie wahrheitsdurstig auch Fürſtenherzen ſind; oder ſie verſtehen es nicht, die Wahrheit *cum grano salis* zu ſagen. —

Das iſt ein ganz confuſes Exemplar von reiſendem Engländer! redete mich ein Mann aus Berlin an, der mir unter dem Titel eines Geheimrathes namhaft gemacht war. Er konnte unter dieſer Titulatur noch alles Mögliche ſein, ein ſubalternen Beamter, ein Schreiber

den man mit solcher Rangerhöhung los sein wollte, ein inhaltleerer Hofrath, ein nichtsbesagender Commerzienrath, oder auch ein Mann der Justiz, den man einmal um Rath gefragt und dem man zu dem eingeknüpften Bändchen auch noch die Schamshürze des Geheimen vorgehängt. Ich konnte ihm nichts weiter abmerken, als daß er ein Berliner war, d. h. ein Mann von hellem Verstande und von nüchterner Einbildung. — Der Mensch, der fragt einem ein Loch in den Leib! sagte er und wies lachend auf den Engländer, der auch ihn schon wiederholt mit Fragen angezapft hatte und jetzt im Winkel kauerte, um sein Notizenbuch, auf's Knie gestemmt, zu bereichern. Er thut so verzweifelt naive Fragen! klagte der Mann aus Berlin. Er bedachte nicht, daß die eigentlichen Frager auf Reisen mit ihrem stehenden: „Hören Sie mal, sagen Sie mal!“ vorzugsweis die Berliner sind. Es sind die wahrhaft Löcher in den Leib fragenden Reisenden. An den tiroler und den bayerischen Seen, zählten die Schiffermädchen immer auf, wieviel „Hören Sie mal, sagen Sie mal“ heuer dagewesen.

Dieser Gentleman, entgegnete ich meinem Frager, macht einmal eine Ausnahme unter Seinesgleichen; er will mit Nutzen reisen. Vielleicht ist er auch gar kein Engländer, war meine Entgegnung. Es fehlt ihm das Aplomb des Selbstgefühls, die gleichgültige Sicherheit, die kalte indifferente Höflichkeit und jenes große nationale Selbstgefühl, sich überall für geprellt zu halten!

Er lebt karg und schlecht genug, meinte der Hofrath, er ist vielleicht ein Schotte.

Oder ein Irländer, sagt' ich; ich hörte mehrmals von ihm den Ausdruck: „mächtig groß,“ „mächtig schön!“ An diesem mighty erkennt man den guten Wadd. Für einen Briten hat er genug Deutsch sich angeeignet. Er spricht ganz leidlich; bis auf das W mit dem sich der uerthe Gentleman quält.

Un des is auch des einzige Noble an ihm! sagte der Berliner.

Die Herren Engländer sind coquetter als wir glauben; die Aussprache des W nach unserer Weise halten sie für pöbelhaft.

Ja und des is nu so des Schicksalsvolle, sagt' ich, meinem Berliner Geheimenrath nachäffend, daß Jeder etwas Staub von Hause mit sich herumschleppt! —

Unser, gleichviel ob schottischer oder irischer Engländer, der in der Brüdergemeinde zu Neuwied längere Zeit als Pensionär gelebt, stand mit aufgehobenem Stift schon wieder vor uns. Was ist uohl Schinderhannes? fragte er mit ehrbarem Ernst. Der Berliner drehte sich auf dem Absatz herum; als „jehildeter“ Mann wollte er doch dem Fremden nicht gerade in's Angesicht lachen.

Auch eine von den geschichtlichen Merkwürdigkeiten des goldnen Mainz, sagt' ich, vielleicht die letzte; im Jahre 1803 ward hier der Räuberhauptmann Schinderhannes, der deutsche Rinaldo Rinaldini, hingerichtet.

Ah! sehr merkwürdig! sagte Mr. Blabberton mit denkender Kopfbewegung, aber noch nicht uohl die letzte historische Merkwürdigkeit! Hier im Buche meines sehr ehrenuerthen Betters in Edinburgh steht noch eine mit der Jahreszahl 1819; aber ich verstehe nicht genug, um das Monstrum zu sprechen. Ich habe die Tour schon früher gemacht, aber Sir Edward Philpot Blabberton hat mir aufgetragen, sie noch einmal mit mehr Nutzen zu machen!

Der Gentleman hatte mir das Heft gereicht und ich las allerdings als geschichtliche Denkwürdigkeit ein Monstrum verzeichnet. Im Buche stand: „1819 im goldnen Mainz Bundescentraluntersuchungscommission, wegen geheimer Untersuchung geheimer Volksverschwörungen in Deutschland.“ — Was ist dos uohl? fragte Mr. Blabberton, bitte!

Ich biß unwillkürlich auf die Lippe; — ich schämte mich darüber einem Engländer Rede stehen zu müssen. — Es ist recht traurig, vielleicht sogar böshast, sagt' ich, daß Ihr Better in Edinburgh Sie anhält so gründlich in Deutschland zu reisen! In gedachtem Jahre, bald nach den Befreiungskriegen, hatte man hier in Mainz einen

Ausschuß niedergelegt, um gewissen patriotischen Verirrungen der deutschen Jugend auf die Spur zu kommen.

Was für Aufschluß, bitte, kann ich Sir Edward geben darüber? Aufschluß? seufzte ich und zuckte die Achseln. Die Commission hat neun Jahre gefessen und geforscht, — nun, sie hat eben geforscht.

Ja, aber was waren die Erfolge?

Erfolge? Man hat viel scheinbar Verdächtige bei Seite geschafft, viele wieder entlassen, viele eine Zeitlang behalten. Der Erfolg war eben, daß eine nicht geringe Anzahl junger thatkräftiger Männer durch die lange Haft leiblich zerstört oder geistig abgewelkt unter uns wandelten.

Aber was waren die Nothwendigkeiten dazu? fragte der Engländer. Nothigungen? sagte ich, — Argwohn!

Sand's und Löning's Thaten waren doch wohl Nothigungen genug um einzuschreiten! brach der Geheimerath, der sich wieder zu uns gesellt hatte, eifrig dazwischen; er verrieth sich plötzlich als Jurist von der Schule des seligen Herrn von Tschoppe.

Sand und Löning, entgegnete ich ruhig, waren doch wohl nur ein Vorwand! Durfte man die gesammte deutsche akademische Jugend für die Tollheit einzelner Schwärmer verantwortlich machen?

Schwärmer! unterbrach mich Mr. Blabberton! War wohl Ränberhauptmann Schinderhannes auch Schwärmer? Was ist Schwärmererei?

Ich unterdrückte die heitere Stimmung die der Engländer wider Willen in das trübe Thema brachte. Schwärmererei, sagt' ich ihm, ist eine Cardinaleigenschaft des deutschen Naturells. Sie schleicht sich meist in die edelsten Regungen deutscher Köpfe.

Wollten die Männer vom Frankfurter Parlament vielleicht auch als Schwärmer mit dem Kopf durch die Wand?

Heinrich von Gagern, sagt' ich, war Burschenschafter und glaubte die Idee seiner Jugend verwirklichen zu können. Ideen, wie sie der Jugendbund, die Burschenschaften, der Jünglingsbund hegten, werden

nie aussterben in Deutschland. Sie knüpfen sich geschichtlich an die deutschen Befreiungskriege. Was war natürlicher, als daß sich an die Thatsache der Freiheit Deutschlands nach außen der Gedanke einer deutschen Gesammtheit und Einheit nach innen anreichte? Die Fürsten theilen auch in der Zeit der Noth diesen Gedanken, allein schon der Wiener Congreß ging von der nationalen Eintracht und Einheit wieder auf die selbständige Trennung der deutschen Staaten über. Ehedem ward jene Idee von der aufgeregten Jugend die zum Theil mitgekochten hatte, festgehalten. Daß der Traum von nationaler Einheit, der keine Wirklichkeit fand, sich in den Gemüthern fortspinnnt, daß sich zu diesem Traum auch die Einbildung gesellt, jener Gedanke den die Politik der Höfe aufgegeben, werde sich auch ohne diese Politik verwirklichen lassen: das wird, dünkt mir, bei unserer Idealitätsphilosophie erklärlich sein. Nach Träumen die Welt gestalten wollen, ist ja überhaupt sehr deutsch.

Erlauben Sie, setze der Geheimerath hinzu, daß ich behaupte, es sei eben so deutsch und eben so vernünftig, wenn die Polizei solche Träume stört, solche Schwärmer nüchtern macht! Die Schwärmer verfielen auf Sonderbarkeiten; sie entwarfen Pläne wie Hirngespinnste und suchten die fehlende Sicherheit mit ganz einzelnen Kleinigkeiten und lächerlichem Beiwerk zu verdecken. Statt die Einheit als eine Thatsache festzustellen, nahmen sie dieselbe als Doctrin, zergliederten sie und brachten die Streitigkeiten darüber zu Buche.

Sehr wahr! sagte ich, Mann der Acten, wir sind einiger als es den Anschein hatte.

Die Einheit Deutschlands wird immer Sache der Demagogen sein! brach der Geheime aus dem Geleise.

Dann würde auch der Toast eines edlen Erzherzogs in Köln nichts als Demagogie gewesen sein! sagt' ich, ihm auf die Achsel klopfend. Der Geheime rümpfte die Nase, runzelte die Stirn, wühlte mit beiden Händen im Busen und in den Taschen herum, aber er unterdrückte den Ausbruch seiner Empfindungen; seine gepeinigte Oberhoheit nahm

wieder zu jenem weisen Lächeln ihre Zuflucht, das so oft den Hochgestellten ausbelfen muß. Die Schiffsglocke die eben unsere Landung verkündete, verschlang mit ihrem gellenden Ton unser weiteres Gespräch. Ich war froh, daß wir Land hatten. Mr. Blabberton aber stand mit offenem Munde noch vor uns. Sehr eine merkwürdige Geschichte das, diese wunderbare deutsche Einheit! sagte er. — Ja wohl, sehr merkwürdig, sehr wunderbar! Schreiben Sie das in Ihr Denkbuch über Deutschland: Bundesuntersuchungscommission, Schwärmerei, deutsche Einheit!

Ja, aber es ist mir nur noch sehr mächtig unklar, — sagte der irische Engländer, weshalb und warum. — Mir auch, mir auch! rief ich und griff nach meinem Reisefack. — Ich war bald am Ufer und fand harrende Freunde.

Zweites Kapitel.

Der Dom. Der romanische und der germanische Baustyl. Mainz als Festung.

Man sollte Mainz das rothe, nicht mehr das goldne nennen. Nicht bloß weil an seiner goldnen Vergangenheit manches unächt war, und unächt es Gold, wenn es alt und verbraucht ist, leicht in's Röthliche schimmert. Es ist der rothe Sandstein aus den Brüchen des Frankenlandes, der den Städten am untern Main sein eigenthümliches Gepräge gibt. Gleich vorn am Ufer das Ordenshaus der deutschen Ritter, in welchem Napoleon wohnte, und die ganze Reihe üppiger Paläste das Gestade entlang, prangt in diesem leuchtenden rothen Glanz; nicht minder der Dom.

Man nennt die Bauart der Kathedrale von Mainz byzantinisch. Sie gehört zu den ältesten christlichen Denkmälern, deren Structur sich aus dem Sinne des Zeitalters vor den Kreuzzügen erklärt. Schon an die Mutter Konstantins knüpft sich, der Sache nach dieser Baustyl, an jene Helena, die am Rhein Kirchen stiftete, um die Bekehrung ihres

Sohnes, des obersten Herrn der Welt, auch in den deutschen Provinzen zu manifestiren. Karl der Große baute den Münster zu Aachen, Ludwig der Fromme den Saalhof zu Frankfurt in diesem, an den Orient erinnernden Styl. Eigentlich byzantinisch aber ist im Abendlande nur der heilige Marcus in Venedig und zwei Kirchen in Ravenna und San Vitale. Byzanz ward freilich mit seinen schweren, abgeschlossenen Kuppeln und Rundbogen Muster für ein niedergedrücktes, dumpf hingekauertes, in sich betäubtes Christenthum. Allein in Rom hatte man schon die Basilikenform für den christlichen Tempelbau erwählt. Die Basiliken, öffentliche Gebäude für die Rechtspflege, waren für den neuen Gottesdienst tauglich befunden. Die doppelte Säulenreihe dieser Häuser im Innern machte sehr paßlich die Abgrenzung des Schiffes und der Absseiten, die halbrunde Tribunalnische, in der die Bildnisse der Kaiser standen, ließ sich leicht in die Form des Altars verwandeln, die verhältnißmäßig kleinen Fenster zwischen schweren Pfeilern und starken Mauern waren einem düsteren Christenthum willkommen, um die Helle des Tages von draußen abjudämpfen und den Sonnenschein des Himmels durch die künstliche Beleuchtung des hierarchischen Kerzenlichtes zu verschuchen. Das Mittelschiff dieser Gebäude war ursprünglich mit Balkenwerk gedeckt, wie jetzt Ziebland in München seine Basilika ganz und gar im alten Styl erbaute, wo der Dachstuhl offen über uns liegt, Malerei und Vergoldung die Balken verzieren. Statt dieser Holzdecken gab man dann später den Schiffen steinerne Gewölbe zur Bedeckung. Mit diesen Gewölben näherte sich die Basilika dem byzantinischen Rundbogenstyl und Kuppelbau. Aber man brauchte im neunten und zehnten Jahrhundert immer größere Kirchen, die Gewölbe erhielten immer weitere Spannung; das Bedürfniß führte zu neuen Nöthigungen. Man sah ein, daß der reine Halbkreis für weitgesprengte, starkbelastete Gurtbogen nicht genug Sicherheit bot; die Widerlagen konnten weichen, die Wölbsteine sich verschieben, es war sogar das Einstürzen des Gewölbes zu fürchten. Dies ward Grund, daß die Baumeister in den Rundbogenstyl das

Element des Spitzbogens aufnahmen, indem sie den Scheitel des Halbkreises, Anfangs unmerklich, dann immer entschiedener, spitz in die Höhe laufen ließen. Dagegen sträubte sich zu Anfang die Geistlichkeit; als wenn Diese ahneten, daß die himmelanstrebenden Hände des germanischen Spitzbogens das niederdrückende Gewölbe ihres alten Systems lüften und wie Fragezeichen sich bis in die Wolken heben würden. Die empirische Nöthigung war aber zwingender als die Orthodogie der Priester und so drängte sich denn allmählich der neue christliche Styl, der Styl der Kreuzzüge, in die byzantinischen Kuppelbauten der Kirchen. Dieser Spitzbogenstyl war eine Neuerung; wir nennen ihn fälschlich den gothischen Styl, da er der germanische heißen muß. Er streckte die Hände betend gen Himmel, schloß sie oben leise an den Spitzen, aber drückte sie nicht mehr rund zusammen. Er schielte nicht trüb und bang durch gedrückte Bogenfenster, er machte die Augen weit auf, um die Welt zu erfassen; der forschende Geist erhob mit ihm, wie Faust, seine Stirn gen Himmel, ein betender Titane, dem nichts verschlossen sein soll, selbst nicht die Höhen der Gottheit. So gestaltete sich dieser Styl im Schiff, im Seitengang, im Thurm. Ist das germanisch, so heiße der Styl danach! Was man aber byzantinisch am Rhein nannte, das ist man jetzt übereingekommen romanisch zu nennen, denn der Rundbogenstyl der Kirchen am Rhein trägt weit mehr Elemente vom römischen Basilikenbau an sich. — Germanisch und romanisch! So scheidet sich ja überhaupt unser tiefstes Wesen, das wir nach beiden Seiten hin als deutsch gelten lassen müssen; es scheidet sich nach Nord und nach Süd, wie Philosophie und Poesie, Protestantismus und katholischer Glaube; unsere ganze nationale Entwicklung theilt sich mit diesem Gegensatz. Das Luthertum hatte zur Zeit als es aufkam, in der That etwas von jenem Faust, der gegen die höchsten Höhen der Welt seine Stirn erhebt und den verloren gegangenen Gott in der selbststeigenden Erhebung des Gedankens sucht. Der Cultus der alten Kirche hat noch immer viel vom romanischen Styl mit engem Fensterbau und schwerer Kuppelbedachung. Ist es

nöthig, den Gegensatz festzuhalten, den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus, zwischen Philosophie und Poesie, so lasse man nur die Zwieträchtigkeit fahren, für die wir hüben und drüben keine Nöthigung mehr anerkennen mögen, und arbeite daran, daß Nord- und Süddeutschland sich über die Gegensätze hinaus die Hände reichen! Gegensätze die sich ausgelebt und bis an ihr Endziel sich durchgebildet haben, müssen sich zu einem höheren Dritten zusammenschließen. Das ist die Aufgabe des nationalen Deutschlands. Der entgegengesetzten Pole bedarf die Achse, aber um die Achse, nicht um die Pole handelt es sich zum Bestande; die Achse ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Am Rhein sind auch in den Mundarten des Nieder- und Oberdeutschen diese deutschen Pole zu beachten. Die Mundart der Provinzen gibt den treuesten Abdruck der geistigen Verfassung des Stammes. Ganz am Unterrhein spricht man ein Deutsch, das uns fast an das platte Holland gemahnt. Zwischen Cöln und Coblenz tritt der Unterschied hervor; Königswinter gibt man als den Scheidepunkt an, und von da stroman verlieren sich die weichen, geschliffenen Töne, beginnen die Achllaute des Oberdeutschen. Und wenn man die Richtungen der heutigen Architektur am Rhein überblickt, so sieht man selbst auf diesem Gebiet, wo man doch meint, der dilettantische Eklekticismus der Neuzeit habe sich ausgleichen können, den Gegensatz festgehalten. Am obern Rhein, wo Hübsch aus Karlsruhe, Mosle aus Darmstadt, Lassaulx aus Coblenz die neuen Bauten leiten, wird im romanischen Styl gearbeitet, während Zwirner die Structur des altdeutschen Spigbogens wieder in Blüthe bringt und mit seiner Apollinariskirche unweit Bonn das erste ganz neue Werk in germanischer Bauart lieferte.

Der Mainzer Dom, der ganz in romanischem Sinne entworfen wurde, hat das Eigenthümliche, uns den Uebergang des Rundbogenstyls zur germanischen Structur geschichtlich aufzuweisen. Ich habe schon angedeutet, wie solcher Uebergang sich als eine Nöthigung ergab,

während doch sonst jeder Styl den andern auszuschließen scheint. Solch ein Bau, aus dem Kopfe eines Meisters entworfen, der ganz im Dienste seines Zeitalters fühlte und dachte, dauerte Jahrhunderte lang. Man kennt nicht einmal die Namen jener ersten alten Werkmeister, die ohne subjectives Selbstbewußtsein, ganz nur vom Instinct der Sinnesart ihrer Zeit geführt, die Pläne entwarfen. Der Charakter eines neuen Zeitalters schlich sich ungesucht in den Weiterbau ein. Heutzutage kann man so oder auch anders bauen, wie man dilettantisch seinen Studien nachgegangen ist. Damals ging man der Nothdurft nach und ließ sich ohne Sträuben auch vom Eindruck eines neuen Zeitgeistes bestimmen. Deshalb mitunter der Wirrwar in alten Kirchenbauten. Die Werkleute eines neuen Geschlechts konnten entweder nicht mehr nach dem alten Plan fortarbeiten, oder gaben sich ohne Wahl den Neuerungen einer andern Zeitstimmung hin. So hat sich auch im Mainzer Dom der Spitzbogen in den Rundbogenstyl gedrängt. Schon die Gewölbe des Mittelschiffes versuchen mit ihren Gurten den Halbkreis zuzuspitzen; das Kreuzgewölbe mit der Kuppel des bischöflichen Thurmes magt sich noch mehr in die Höhe, wie die geschlossenen Hände des Priesters, des Peters, sich heben und die Fingerspitzen sich aneinanderlegen. Der westliche Chor und die Seitencapellen sind ganz gothisch-germanisch. — Da steht man nun als Sohn einer so sehr klugen selbstbewußten Neuzeit und will in solchem Bau die durchgreifende, folgerichtige Idee eines einzelnen Styls, die individuelle Geistesart eines einzelnen hochbegabten Kopfes auffinden! Während das alles instinctartig nach dem Drang der Jahrhunderte, gleich unseren mittelalterlichen Heldengedichten, fast objectiv und als Werk der Massen und des allgemeinen Geistes, der diese beseelte, sich schuf und gestaltete.

Auch die Schicksale muß man hinzurechnen, die solch altes Bauwerk durchlebte. Sechsmal ist der Mainzer Dom von der Flamme ausgebrannt. Stürme haben das Außenwerk verheert. Die Blitze des Himmels, die der thörichte Aberglaube bei Gewittern durch Glockenläuten zu besänftigen meinte, haben sich durch die Schwingung der

Luft eher anlocken lassen, um den Thurm zu treffen. Oftmals wurde der Tempel in Kriegesstürmen geplündert, von den eignen Vertheidigern gegen die anrückenden Feinde in ein Bollwerk verwandelt. Das alles brachte Verwirrung in den Weiterbau des Werkes, Neuerungen und Ergänzungen, die lediglich Nothbehelfe waren. Die Schweden wollten die Kirche in die Luft sprengen, um auf ihrer Stelle eine Sternschanze zu errichten. Schon waren die Pfeilerreihen fortgebrochen: da ritt Gustav Adolf selbst herbei, sah das alte Gotteshaus und verschonte es. Aber er lenkte sein Pferd mitten hinein, ließ es aus dem Weichboden saufen und schlug, zum Zeichen, daß er es könne, wenn er wolle, mit eigener Hand aus den Pilastern einige Stücke heraus. — So sagt die Mähr, und die Leute zeigen noch heute diese „Schwedenhiebe.“ Am meisten litt der Dom, nicht als sich Mainz den Franzosen unter Cusine ergab, sondern als es die Preußen unter Ralkreuth wieder eroberten. Die Wuth der Soldaten, daß die große Grenzfestung gefallen war, schien sich an der Stadt selbst Luft machen zu wollen; man weiß, daß nur als Ausnahme, nur auf ausdrückliche Verwendung des Prinzen Louis von Preußen, das Haus des Weltumseglers Forster verschont ward. Der deutsche Patriotismus gegen die Republik hatte plötzlich einen Anstrich von Vandalismus und ergab sich doch in dem Feldzuge des Herzogs von Braunschweig als sehr stumpf und machtlos! In den nachfolgenden Jahren ist der Dom mit seinen 14 Altären und 20 Nebencapellen sehr leer und wüst geworden. Nach dem letzten Brande 1797 war er mehrere Jahre lang ein Futtermagazin, ein Schlachthaus für die Garnison der Republikaner. Nur so, indem man den Tempel nutzbar machte, entging er in der Zeit des Umsturzes der Zerstörung. Napoleon wurde dann sein Retter und Erhalter. Aber noch im Jahre 1813 diente er 6000 Franzosen zur Zuflucht, die sich hinter seinen Mauern verbarricadirten.

So haben die Dome, diese parteilosen Häuser Gottes, diese Freistätten und Asyls, immerfort im Aufbau wie in der Zerstörung den Wandel der menschlichen bürgerlichen Zustände mittedurchlebt, — eben

so wie die Religionen, die Offenbarungen des Himmels, durch die Labyrinth der menschlichen Leidenschaften und Begierden wandern mußten. Und Mainz, so vielgepriesen und vielgeschmäht fast wie weiland Helena, war jeder Zeit ein begehrenswerther Punkt. Schon die Römer hatten den Werth des Plazes erkannt. Von den 50 Castellen, die Drusus am Rhein erbaut, stand hier das letzte und stärkste, der Kästrich. Drüben bei dem Dorfe Zahlbach sieht man auch noch die alten Pfeilerreste einer römischen Wasserleitung, und der vielbesprochene Eigelstein auf einer Bastion der Citadelle gilt für des römischen Feldherrn Grabdenkmal, — wie das Eigelthor in Cöln, wie der Ugel bei Trier, nach dem römischen Adler (aquila) benannt ist, der als Ganymed auch wohl ein Sinnbild der Unsterblichkeit sein konnte.

Das zweite Fundament für Mainz war geistlich. Nach der Zeit der verwüstenden Vandalenzüge gründete Winfried-Bonifacius hier das Bisthum. Aber man erkennt an Mainz nur wenig diesen geistlichen Ursprung; es war und blieb ein Zankapfel kriegerischer Parteien. Nach einer Eroberung durch Adolf von Nassau baute es sich immer mehr als Festung aus. Im dreißigjährigen Kriege ward es der Schauplag aller Parteien. Die Schweden errichteten die Gustavsburg, die Kaiserlichen, die es wiedereroberten, ließen die Bollwerke von italienischen Baumeistern verstärken; was die Franzosen doch nicht abhielt, sich abermals zu Meistern des Plazes zu machen. Vierzig Jahre nach dem westfälischen Frieden war Mainz schon wieder in ihrer Hand bis es Sachsen und Bayern zurückeroberten. Von der Revolutionszeit sprach ich schon. An Custine ergab sich Mainz im October 1792 ruhig und ohne Schwertstreich, bis es Kalkreuth im Juli des nächsten Jahres mit Sturm nahm. Deutschland behauptete es aber nicht; schon 1794 ward es von den Franken eingeschlossen, bis Clairfait es wieder mit Sturm gewann. Bei dem großen Brande, der es 1797 verwüstete, ward es von dem französischen Heere ausgehungert und verblieb im Luneviller Frieden den Feinden des Reiches. Nach

abermäligten Blockaden in den Jahren 1813 und 1814 bestimmte endlich der Wiener Congreß die Stadt dem Großherzogthum Darmstadt, die Festung zur Bundeswarte gegen den Westen. 8000 Mann Bundestruppen, halb Oesterreicher, halb Preußen, garnisoniren seitdem in Mainz und vertreten hier die deutsche Eintracht, die sich freilich unter den Soldaten in den Schenken wenig bewährt. Oesterreich liefert die Artillerie, Preußen das Geniecorps; Gouverneur und Commandant werden abwechselnd von jeder Macht zu gleicher Zeit ernannt.

Drittes Kapitel.

Der Charakter des Mainzers. Der Gutenberg. Die Geschichte der Stadt, der geistliche Hof, der Adel und das Bürgerthum.

Wie ich auf der neuen Anlage, der ehemaligen „Favorite“ der Erzbischöfe, bei Wein und Musik in guter Stimmung saß, hört' ich die Bürger viel schlechte Streiche von österreichischen Soldaten erzählen. Während Preußen unter seinen Landeskindern den Dienst zur Ehrensache macht, schickt Oesterreich Italiener und Stockböhmern hieher, mitunter alte gediente Soldaten, aber auch unter der Fuchtel erzogenes Volk mit schwarzgebräunten Gaunergesichtern. Man erzählte mir von förmlich organisirten Räuberbanden, die unter den kaiserlichen Weisröcken ihre Mitglieder hatten. Man wußte von einem Reisenden, der von der Unsicherheit der nächsten Umgegend unterrichtet, in der Nacht ankommend hinter seinem schwerbepackten Wagen in Person herschritt und erst vor der österreichischen Wache den Wagen bestieg und sich nun sicher dünkte. Bei alledem kam er kofferlos im Hotel an; gerade bei der Wache, während er hielt und seine Pässe visiren ließ, hatte man ihn geplündert. Man legt dergleichen Entartung dem illyrischen, slowakischen und italienischen Gesindel zur Last, das Oesterreich zu Soldaten, aber nicht zu Bürgern machte. Dennoch erwächst den Mainzern keine Vorliebe zu den Preußen, wenn auch der gemeine Mann unter Diesen sich besser hält. Ordnung, Pflichtgefühl,

Ehrgefühl ist beim preussischen Soldaten stärker; es sind Söhne deutschen Blutes; man erkennt das an, mag aber dem Dünkel, der sich daraus erzeugt, nicht das Wort reden. Dem gemächlich heitern Mainzer ist der österreichische Offizier doch weit lieber als der preussische; wo der Rheinländer Junkerthum, Prätenstionen und Bornehmthuererei wittert, fühlt er sich abgestoßen.

Nirgends ist das Philisterthum behaglicher und jovialer als in Mainz; hier sitzt es auf üppigem Boden, in lachender Lust, unter einer südlichen Sonne. In München sieht man die Zwanzigmäßer wie Bagoden mit den Schemelbeinen in die Erde wachsen, sich auf den Tischen hinter den Bierkrügen wie hinter Bollwerken verschanzen. In Mainz gibt es ebenso breitschulterige Zwanzigmäßer, und das Mainzer Maß, die Mainzer Flasche, ragt über alle Maße, alle Flaschen in Deutschland um einen Mannskopf hinweg. Das Naturell ist hier eben so kräftig wie in München, das Geschütz auf den Tischen eben so schwer; aber die Ladungen sind spiritueller, die Salven leichter. König Hambrinus macht denksau, centnerschwer an Leib und Seele. Vater Bacchus läßt die Welt mit ihren Sorgen ebenso gern im Stich, aber nicht aus Schwerfälligkeit, sondern aus Leichtsin. Vater Bacchus sprudelt von Leben, verpufft es freilich und verdunstet allen Inhalt der Welt, hält sich aber frisch und fröhlich und bleibt zu jedem Wandel fähig und geneigt. Das Pfaffenregiment von ehemals hat den Mainzer üppig und schwelgerisch gemacht, hat ihm aber nicht den Kopf und die freien Sinne benommen. Der Mainzer hat eine Munterkeit, die sich allezeit gut auf den Strümpfen hält, er hat Gegenwart des Geistes, er hat Wig. Der Wig ist freilich ein Ding, das nicht weit reicht; der Wig hat in der Welt Nichts schaffen können, nur die Lust hält er rein, den Sinn frei und offen für die Strömungen des Lebens. Der gesunde Mutterwig der Mainzer hat immer nur so weit ausgereicht, um das, was mit ihnen vorging, zu verlachen. Er hat ihnen weder einen festen Gehalt, noch für solchen Inhalt eine feste Form gegeben. Unter einem starken Regiment, in

der Schule eines entschiedenen, großen, mächtigen Gedankens wäre der Mainzer zu einer kräftigen Existenz herangereift. Ein solches Regiment, ein solcher Gedanke war der Napoleonismus. Für Napoleon hat der Mainzer zuletzt noch geschwärmt, in ihm sich zum letzten Mal getragen und gehoben gefühlt; auch wurde sein Selbstbewußtsein nicht wenig geschmeichelt, daß Napoleon diese Stadt zu seinen Lieblingsstädten zählte. Es gibt hier noch Leute, die unter dem Kaiser in Spanien und Rußland gefochten. Ein alter Bürgersmann, mit dem ich durch die Straßen schlenderte, zeigte mir mit einer Rührung, die fast so that, als wenn sie eine nationale Berechtigung hätte, das Hospice Joséphine, das sehr verödet und verwüstet dasteht. An dem eisernen Gitter vor dem Palast, den der Chef der preussischen Ingenieure bewohnt, zählte er mir auch noch mit kindischer Freude alle die vergoldeten N. auf, welche die Censur des deutschen Bundes hier übersehen hat und duldet. Der Franzosensinn stirbt mit dem alten Geschlechte am Rhein ab, aber er steckt doch den Leuten noch lange in den Gliedern; der Patriot Karl Andree z. B., der eine Zeitlang die Mainzer Zeitung schrieb, war ihnen noch viel zu deutsch gewesen. Und ist es nicht schmerzlich, daß ein absterbendes Geschlecht uns Söhne von heute immer noch auf die verwitterten Spuren eines Zeitalters hinweisen muß, das, sobald es aufhörte, eine Neugeburt der Menschheit zu erstreben, für das positive Völkerleben aller inneren Berechtigung ermangelte? Es ist schmerzlich für uns, aber doch nöthig, das alte Geschlecht zu schelten, denn dieser Napoleonismus war ja für die guten Deutschen kein Erzeugniß ihrer Kraft, sondern ihrer Schwäche; er ward ihnen zugetragen, von außen aufge-nöthigt, wenn auch innerlich bei so viel Leere am eigenen Leben gern und freudig aufgenommen. Sie hatten doch an der großen stolzen Existenz der französischen Kaiserzeit keinen schöpferischen Theil, kein Verdienst; sie haben sich diese Form doch nicht selbst erzeugen können, sie sind unfähig gewesen, einer großen Gesammtheit für sich und für die stammverwandten Brüder eine Gestalt zu geben. An der Errun-

genschaft aus der Franzosenzeit halten die Rheinländer noch immer eifrig fest. Sind denn Geschenke der Freiheit so begehrenswerth, auch wenn sie der Feind des Hauses bringt? — Sie sind begehrenswerth, und in deutschen Landen wird es nicht eher gut werden, als bis wir das Ausland in keinem Besitze sehen, um dessen Segen und Gewinn wir es beneiden dürfen.

Aber das bürgerliche Mainz muß sich seine Quellen wo anders graben als in Erinnerungen und Illusionen von ehemals. Es kann nicht wieder die Residenz eines unabhängigen Prälaten werden, an dessen Hofe sich ein schwelgerischer Adel tummelte, nicht der Sitz eines hierarchischen Fürsten, der Kaiser ein- und absetzte und wie weiland Erzbischof Werner zu Rudolf von Habsburg sprach: Ich habe noch mehr Kaiser in der Tasche! Mainz kann auch nicht wieder die Lieblingsstadt eines Napoleon werden, schon weil ein Napoleon, der die Welt nach seinem Dünkel gestaltet, nicht wieder möglich ist. Mainz muß sich, was die äußere Gestaltung betrifft, damit begnügen, Municipalstadt eines kleinen Großherzogthums zu sein. Sein hierarchischer und aristokratischer Glanz ist für immer dahin, Mainz muß sich lediglich als deutsche Bürgerstadt fühlen. Und als solche hat es alle Hände voll zu thun. Dem Schimmer seiner frühern Herrlichkeit verdankt es auch seine Niederlagen; es ist unter dem üppigen Pfaffenregiment fast so erschlaft wie der Spanier, der seit der Epoche seines Stolzes sich noch immer mit dem Gefühl seiner Nervenabspannung herumschleppt. Unter dem Krummstab war gut wohnen, d. h. gut schwelgen und faul sein. Der Krummstab hat es verschuldet, daß Mainz, diese glückliche Stadt, deren Lage beim Zusammengreifen zweier Ströme sie zum Mittelpunkt für das ganze Rhein- und das ganze Frankenland macht, von der protestantischen Emsigkeit und Thätigkeit des speculativen Frankfurt schon seit Menschengedenken überholt und überflügelt wurde. Daß man die Lage der Stadt militärisch ausgebeutet hat, um sie wesentlich als Festung zu gestalten, war freilich für das Ausblühen des Handels eine Störung, aber doch

kein unübersteigliches Hinderniß. Militärische Bollwerke werden überflüssig oder treten immer mehr mit ihrem Bedürfniß zurück, je reicher, voller, thatkräftiger sich das Bürgerthum mit seinen Bedingungen Platz macht. Darauf arbeitet das jetzige Zeitalter von allen Seiten hin. Der bürgerliche Sinn muß in Mainz wieder zum starken Bewußtsein eigener, innerer Quellen kommen, und wenn er sich thatlustig und industriell unternehmend auch nur als Stadtpatriotismus, nur als Nebenbuhler gegen Frankfurt entfaltet, so hat er seine Berechtigung. Oder waren denn dieser kräftigen Stadt die Sehnen noch immer heimlich unterbunden, selbst nachdem ein geistlicher Hof angehört hatte, die Selbstthätigkeit des bürgerlichen Lebens zu untergraben? Waren noch Einflüsse hier dauernd, die man auch im neuen weltlichen Regiment benutzte, um die Entwicklung der freien Regsamkeit niederzuhalten?

Man erzählte mir, wie der Boden von neuem hier unterminirt wurde, wie ein Mann des Fortschritts, dessen Gesinnung vielfach in deutschen Landen bei patriotischen Festen gefeiert wurde, und dessen Namen zum „rechten Glauben“ nur noch der Schlußbuchstabe fehlt, plötzlich über Nacht ultramontan geworden, wie der Freiherr von P., der Verfasser mehrerer ultramontanen Broschüren, das Heft der Gewalt zu seinen Zwecken verwendete. Ich mochte das nicht glauben, denn es setzte das ein schwaches Bürgerthum von Mainz, ein ohnmächtiges Gefühl der Hessen am Rhein voraus. Ist Wahres daran, dann desto schlimmer für Euch, seid Ihr nicht auf der Hut. Wahret Euer Recht und habet wachsame Augen! Ihr waret trotz der Pfaffenherren, die Euch regierten, schon einmal als Bürger kräftig und machtvoll. Es war in alter Zeit, als jener Arnold von Baldpott Eure Stadt zum Sitz des rheinischen Städtebundes machte. Verpufft Euren Wig nicht in Carnivalsfeuerwerken, bedenkt, daß Euer Spiritus auch für den Ernst des ganzen Lebens ausreichen muß! Hat Euer eigenes Regiment jetzt das Für und das Wider zum Streite aufgerufen, so laßt Eure Geisteskräfte sich im ernstesten Kampfe entwickeln.

Sehet zu, wie Ihr vor Deutschland besteht, denn Deutschland hat sein Auge auf Euch gerichtet! Lasset den Vorwurf nicht auf Euch lasten, die alte Pfaffenwirthschaft von ehemals habe Euch erschlaft und Ihr hättet für Nichts Sinn als für das Nichts und das Schaumgold des Carnevalsweiges! —

Ich stand mit einem guten, ehrlichen, ja selbst feingebildeten, gemüthvollen Mainzer Bürger vor der Bildsäule Gutenbergs, als ich so dachte. Von jenem Arnold von Waldpott wissen die Mainzer Nichts mehr! Man kann ihnen das nicht verdenken. Man soll nicht nach vermoderten Alterthümern graben, um für den Vaterlandssinn nach einem Halt zu suchen. Wenn die Geschichte mit ihren Wirkungen in unsere Gegenwart nicht hineinreicht, so ist sie todt und gleichgültig geworden. Aber Gutenberg! — „Wenn Sie verlangen, daß der Mainzer im Gefühl seines Bürgerthums stolz sein soll,“ sagte mein ehrenwerther Mann, „nun, hier steht das Denkmal unseres Stolzes!“ — Ja, dieser gute Gensfleisch von Sorgenloch reicht mit seinen intriguanten Gefährten Just und Schöffer freilich bis in unsere Zeit herein, er ist sogar ein Pfahl in unserem Fleische geworden, der gute Gensfleisch, ein rechtes Sorgenloch unserer Drangsale.

Es hat sich nachträglich festgestellt, daß Gutenberg die Kunst, geschriebene Gedanken durch den Druck zu vervielfachen und die stillen Ueberzeugungen einzelner Köpfe zum demokratischen Gemeingut Aller zu machen, zwar nicht von ihren ersten Elementen, aber doch von den beweglichen Lettern an erfunden hat. Bis auf dies technisch wichtige Hülfsmittel wurde die Kunst schon vor dem Mainzer gewerbmäßig betrieben, und gleichzeitig mit ihm erfanden auch Andere schon den Buchdruck mit beweglichen, sogar mit metallenen Typen, ohne jedoch bis zur letzten Vollendung der Typographie durchzudringen, wie sie in Folge einer betrüglichen Ablistung und der nachmaligen Eroberung der Stadt von hier aus sich über die Welt verbreitete. Auch Straßburg hat dem Gutenberg eine Bildsäule errichtet, und ein Volk mit freier Presse hatte rationell genommen mehr Recht den Gutenberg zu

feiern. Aber man soll der guten Stadt Mainz das Recht nicht streitig machen, Gutenberg, den Ihrigen zu nennen. Auch den Harlemern, die ihren Koster für den Erfinder der Buchdruckerkunst halten, kann man das materielle Recht und die Richtigkeit der geschichtlichen Thatsache nicht einräumen. Mainz hat also allen Grund gehabt, zu jubeln, daß es einen Gutenberg hatte, und daß Der ein Jubiläum erlebte, war der größte Jubel. Die Mainzer jubelten, daß sie überhaupt wieder einmal jubeln konnten. Deutschland hatte mitten unter diesem Jubel eine geknechtete Presse. Und die Wichtigkeit der Erfindung Gutenbergs liegt doch wohl lediglich in ihrer Benützung, in ihren Wirkungen. Was hatten die Mainzer, was hatte Deutschland von ihr? Dieser Keim ist für unser Völkerleben sehr spät, vielleicht zu spät ein voller Baum geworden. Und pfl egten die Mainzer diesen Keim? Pfl egten sie jetzt die Litteratur? Welchen Grad der Bildung, welchen Schwung patriotischer Kraft und Gediegenheit gab und gibt ihnen die freie Presse? — Bei dem großen Feuerwerke am Gutenbergsfest leuchtete in diamantnen Flammen ein *Fiat lux!* in die Nacht hinaus und in die Welt hinein. Ist es denn jetzt licht unter uns, licht in unseren Köpfen? Die Antwort lautet auch jetzt noch sehr beschämend. Aber schon damals hört' ich klagen über den Mangel nicht bloß an litterarischem Sinn in Mainz, sondern auch an Benützung der litterarischen Mittel selbst zu praktischen Lebenszwecken. Keine Stadt in der gesammten deutschen Welt, hieß es, kümmere sich weniger um Litteratur als Mainz, das so stolz auf die Buchdruckerkunst ist. Den Ludwig Kalisch, einen witzigen Kopf mit gutmüthigem Herzen, halten sie warm, ihn tragen sie fast auf Händen, weil er ihnen den Esprit zu ihren Carnevalsspäßen liefert, für ihre wohlgenährte Faschingslaune ihnen bunte Feuerwerke abbrennt, lose Feuerwerke, deren greller, verpuffender Schimmer die langen Nachtschatten des Ernstes nur auf Augenblicke wie Gespenster verscheucht. Das glänzende Mainz, das goldne Mainz, das Mainz jenes Ulrich von Hutten, ist sonst aller Poesie, fast auch aller litterarischen Sympathien baar und ledig.

Selbst für ihre örtlichen Bedürfnisse, für streitige Stadtrathswahlen, — so klagte man — benutzten die Mainzer zu wenig die Erfindung ihres Gutenberg. Wozu feierten sie also diese Erfindung? Oder ist die Mainzer Zeitung, die man allerdings am großen Festtage auf offenem Markte feierlich druckte, ein so ungeheurer Triumph der politischen Presse in Deutschland? — Das heißt, ich frage; ich kenne die Zeitung nicht. Ich möchte überhaupt in deutschen Dingen mehr fragen als antworten. Man fragt, so lange man im Dunkeln tappt, man antwortet, wenn es hell wird. Fragen konnte man überhaupt, wo ein Volk, das so lange eine censirte Presse ertrug, die Stirn hernahm, das Jubiläum dieser Erfindung zu feiern! Es war denn auch wohl danach! Es war ein Innungsfest mit Anschluß frommer Wünsche. Ueber Gutenberg hat man nach so langen Jahrhunderten seiner Erfindung in deutschen Landen wenig zu jubeln gehabt.

Aber Mainz ist bei alledem eine schöne Stadt. Schade, daß der Wein zu gut und der Sinn zu üppig ist. Man soll es mir nicht nachsagen, daß ich für einen Punkt deutschen Lebens kein Gefühl gehabt. Auf den Stephansthurm müßt Ihr steigen. Dort und von der neuen Anlage aus, wo des Kurfürsten „Favorite“ stand, dort und da mit all den Thürmen und Kuppeln, goldig und roth schimmernden Palästen und Bauten, mit dem prachtvollen Strom und der fastigen Landschaft rings, habt Ihr ein Paradies zu Euren Füßen. Keine Spur, daß ein insichgekehrtes, stilles, oder auch ein heldenstarkes Christenthum mit Winfried-Bonifacius, der die Welt einer Religion der Entsagung unterwerfen wollte, zuerst auf diesem Plage sich niederließ! Alles ward hier Genuß und Pracht. Und zu diesem gefürsteten Prälatenthum mit all den Aebten, Stifts- und Domherren und Pfündnern aller Art gesellte sich zu Mainz ein reicher weltlicher Adel. Es fand sich hier zu jeder Zeit viel vornehme Welt zusammen; die Schönheit der Frauen wurde nirgends mehr gefeiert. Alles war hier unter dem milden Scepter der weichen geistlichen Hand üppige Natur,

blühendes Leben, strahlende Heiterkeit. Und der Sinnengenuss machte bis zu einem gewissen Grade aufgeklärt; an den kleinen geistlichen Höfen in Deutschland hatte sich der spottfüchtige Esprit des Voltaire'schen Jahrhunderts tiefer eingenistet als irgendwo. Mainz war damals ein Musterort feiner, zeitgemäßer Bildung, für geistigen und physischen Genuß der angenehmste Ort von der Welt. Da war, als das Jahrhundert zur Reife ging, keine Spur von einem düstern Kirchendienst mit Ascese und Kasteiung, auch keine Spur von Gewissenszwang. Im Gegentheil, Emmerich Joseph, der letzte Kurfürst, und sein Kanzler, Benzel-Sternau, hatten die Jesuiten von allen Lehrkanzeln verdrängt. Nicht blos Georg Forster, der Weltumsegler, und Sömmering, der Naturforscher, wurden hierher an die Hochschule berufen, auch Johannes Müller, der schmeichlerische Hofhistoriker mit so viel großen weiten Blicken und ebenso weitem Gewissen; auch ArdinghELLO-Heinse vertrat hier bei Hofe Kunst und Litteratur. Der Kurfürst liebte es, sich allabends von Heinse eines seiner lusternen, gluthhauchenden Gemälde vortragen zu lassen; bischöfliche Gnaden konnten Nachts ohne eine gewisse, Geist und Sinne kigelnde Emotion nicht schlafen gehen. Das Mäcenenthum von Kunst und Wissenschaft nistete so oft und so gern im Schooße eines epikuräischen Luxus, und die geistlichen Sardanapale in schleppenden Weiberröcken pflegten und hegten nicht blos den Bauch, auch den Geist, um alle Quellen für den Genuß auszuschürfen und das ganze Dasein in einen grenzenlosen Sybaritismus aufzulösen. Wie mark- und ehrlos diese Welt in sich zerbrach und zerstob, als der Kanonendonner der Franken ertönte: das lesen wir in General Gickemeyers Lebensgeschichte. Der Geist des alten freigeisterischen Frankreich hatte sich tief in Deutschland eingebettet und vor dem Rufe des neuen Zeitgeistes der Franken stand ganz Deutschland mit schlotternden Knieen da.

Der Hof des Kurfürsten war mit dem reichen Adel der Stadt vor den Franzosen ausgerissen. Die Flucht war so kostspielig und mit solchem Luxus betrieben, daß „man mit der Hälfte der Gelder,

die auf die Reisegeräthschaften verwendet wurden, die Stadt in Vertheidigungszustand versetzen konnte.“ Seit jener schmachvollen Flucht hat sich fast aller Geburtsadel ganz und gar von hier verzogen; Mainz ist jetzt mit seinen 50.000 Menschen durchaus eine Bürgerstadt. Um so mehr hat es sich dann auch umzusehen nach denjenigen Elementen, die das deutsche Bürgerthum sichern und vertiefen.

Wir wandelten auf den „großen Bleichen“ auf und ab. Hier drängen sich zu beiden Seiten aus der glänzenden Zeit die Paläste alter Adels Häuser. Der Dalberg'sche Hof, der Stadion'sche Hof, die Paläste Schönborn, Erthal, Breitenbach, Wolf-Metternich geben eine Galerie von ehemaligen Sigen der Aristokratie. Man könnte hier die Geschichte deutscher Adels Häuser aus dem vorigen Jahrhundert schreiben, wenn es dem Patrioten nicht allzu weh thäte, diese Epoche unserer Entartung zu beleuchten. Tiefer hinein in die Vorzeit greifen in Mainz unter den Bauwerken nur wenige Erinnerungen. Die Stadt hat durchaus keinen mittelalterlichen Charakter; alle diese Gebäude weisen auf die vom französischen Geist erfüllte Rococozeit. Dieser ehemalige Sitz eines geistlichen Herrn sieht ganz danach aus, als sei er nur zu Bacchanalen und Festlichkeiten bestimmt gewesen. Und wo Mainz nicht der Zankapfel kriegsführender Mächte war, gibt seine Geschichte auch in der That nichts als eine Reihe von Festgelagen. Im Jahre 1792 fand hier unter Emmerich Joseph das letzte Fürstenbankett statt. Gleich nach der letzten Krönung in Frankfurt fanden sich der Kaiser mit dem Könige von Preußen und vielen Fürsten hier zusammen; der Kurfürst machte aufs glänzendste den Birth und beschämte mit dem Luxus seines geistlichen Hofes die weltlichen Herrscher, und gleich noch im Herbst desselben Jahres lief er vor Custine's flüchtigem Streifcorps mit seiner ganzen Staatsherrlichkeit davon.

Als Heinrich Koenig hier für seine „Clubbisten“ die Zeit der Revolution studirte, lebte noch ein alter Thürmer von Sanct Stephan, der zu jener Zeit ein getreues Tagebuch führte. Der Mann

faßte die Ereignisse des Tages von seiner Thurmhöhe auf. Erst vor zehn Jahren starb das alte Weibsbild, das in der Peterskirche hier die Göttin der Vernunft gespielt. Ihr Sohn ist ein Tischlergesell, der vielleicht auch noch zu erzählen weiß. Der Mittelpunkt des Marktplazes, auf dem Pflaster mit einem Kreuz und einem Kreis von Steinen bezeichnet, ist geschichtlich und auch für heute noch denkwürdig. Hier stand in der Revolution der Freiheitsbaum. Der alte Dom zitterte in seinen Grundfesten, als man diesen Baum dicht unter seinen Augen pflanzte. Und heutzutage? Nun, heutzutage versammelt man sich hier zu den Kirchenfesten; auf derselben Stelle hat aber auch, so erzählte uns Ludwig Kalisch, der Fasching seinen Mittelpunkt. Hier nimmt man die würdigsten Candidaten in den Schooß der alleinseligmachenden Narrheit auf. Ernst und Scherz drängen sich hier grell aneinander.

V.

Eine Wallfahrt nach Worms und nach Speyer.

Erstes Kapitel.

Die Franzosenwuth im Rheinland. Der Luthertag zu Worms und die Lutherulme. Der Dom. Das veränderte Strombett des Rheins.

Wir waren in Worms, in der todtenstillen Stadt, und wollten nach Speyer, in eine Stadt der Todten.

Es hatte mich beim Anblick von Worms nicht länger auf dem Dampfschiff geduldet. Es wollte schon dunkeln, als wir hielten. Der Tagesarbeit müde, sank die Sonne wie in einen Ruhesessel zurück, den graue Wolken und blaue Berge bildeten. Nur von Zeit zu Zeit blickte sie im Dämmerchlaf noch einmal auf, um nachzuschauen, ob auch Alles ihrem Winke gehorche. Die Nebel stiegen thalauf, die feuchten Wiesen des Wormserfeldes dampften, und in dem Wonnegau, wie es die Minnesänger nannten, lag magisch und mystisch, ein Traum untergegangener Größe, eine Fatamorgana germanischer Frömmigkeit, ein vielthürmiges, vieltuppeliges deutsches Alhambra, — der alte Dom von Worms vor unseren Augen. Vielthürmig, das war ein Beinort für ganz Worms gewesen; die Wuth der Franzosen, die mit Mord und Brand den feigen Raub des Elsaß decken, ihre Grenzen unnahbar machen wollten, indem sie das ganze Rheingebiet verwüsteten, hat dafür gesorgt, daß Worms nicht mehr die Vielthürmige heißt. Die Stadt, zur Hohenstaufenzeit ein großer Tummelplatz von

60,000 Menschen, selbst nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges noch mit 30,000 bevölkert, hatte ihre hundert Thürme aufzuweisen, als das große Mordbrennerjahr der Franzosen, das Jahr des Herrn 1689, seine Schrecken über das deutsche Rheinland brachte. „Alle Hundert mußten sich vor dem großen Louis beugen!“ sagten die Mordbrenner der Pfalz unter dem ebenso großen Louvois, der mit seinem Herrn und Fürsten die erste deutsche Sylbe Lu — gemein hat. Hundert Thürme beugten ihr Haupt; zu jedem dieser Monde zehn Trabanten, zehn Häuser, gerechnet: macht in Summa einen Schutthausen von tausend Häusern in Worms. Nur der Dom blieb stehen, nicht weil sie ihn schonten, sondern weil dieser Bau von germanischer Kernkraft den Pulverminen der Franzmänner widerstand. Hier und da an den Mauern des Langschiffes sieht man Capellen, Galerien und Thürmchen fortgesprengt, nur Kuppel und vier Hauptthürme, Gewölbe und Säulen im Innern blieben vor der Tücke der Barbarei unverwüstlich stehen.

Der „kühne Griff“ der Franzosen, die Grenze zehn Meilen breit zu verwüsten, gab der Macht und Größe von Worms den Todesstoß. An diesen Schauplatz unserer Nibelungenhelden, an den Rosengarten, an das Minne- und Bonnesfeld, wo Karl der Große tagte und seine Züge gegen die Sachsen vor versammeltem Volke beschloß, Kaiser Max den Landfrieden stiftete, Kaiser Karl den kühnen Mönch Martin Luther vor den Männern der Kirche Rede stehen und sich vertheidigen hieß, an die ehemals freie Reichsstadt, die auf der rheinischen Städtebank den vierten Platz einnahm, hat sich seit Louis und Louvois nichts von Belang mehr knüpfen wollen. Von der alten Größe und Ausdehnung der Stadt zeugen nur noch Ruinen. Kirchen, ehemals mitten in Stadtvierteln gelegen, stehen jetzt, wie halbzerschossene Trümmer, weit weg auf offenem Felde. Namentlich die Liebfrauenkirche, ebenfalls wie der Dom byzantinisch, jetzt im Innern für große katholische Festtage wiederhergestellt, im Außern ein schwarzer Koloss, der seine Thürme wie aufgehobene Hände, nur daß an jeder Hand die

Finger verstümmelt sind, als Zeuge stumm gen Himmel hebt. Diese ehemalige Stadtkirche liegt durch lange Strecken von der jetzigen Stadt Worms geschieden. Nur der Segen der Mutter Natur ist ihr treu geblieben; ihr Patron, von allen Mächten Himmels und der Erde verlassen, hat ihr den Weinstock erhalten; die Neben der Liebfrauenmilch, so duftig wie Myrrhen des Morgenlandes, schmiegen sich um den Fuß der alten, sonst nur für Krähen und Dohlen eine Heimath gewordene Kirche.

Die zweitbeste Weinlage bei Worms hat der Katerlöcher, der Wein am Katerloche; die drittbeste der Luginslander. Zum Luginsland, dem Vorsprung einer alten Bastion der Stadt, wandert man gern, um die üppige Vegetation der Wormser Wallgänge und Wallgräben zu genießen und den Blick in das Bonnegau und den jenseitigen Rosengarten zu gewinnen. Eine Stunde von da ab vor demselbert Thore steht auch das einzige Denkmal und Zeugniß von Luthers Auftreten vor Kaiser und Reich. Der alte Bischofsitz mit dem Saale, wo die Prälaten und Herren vor Kaiser Karl versammelt waren, ist ein Raub der Flammen geworden; die Bilder von der großen Sitzung des Reichstages in der evangelischen Stadtkirche halten einige locale Erinnerungen daran fest, sind aber neu. Es gibt kein sicheres Bauüberbleibsel vom 18. April des Jahres 1521, dem großen Tage, wo der Augustinermönch, vier Jahre nach seinem ersten Auftreten in Wittenberg, hier vor Gericht stand. Weder Fürsten noch Städte dachten daran, Reliquien vom Wormser Reichstage zu erhalten. Franzosen schossen den Saal zusammen, wo er gestanden, und Deutsche gingen gleichgültig an der verwüsteten Stätte vorüber, wo er das Wort gesprochen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Dies Wort, sein geistiges Denkmal, hat er sich selbst hier gesetzt, wie er denn vom Worte überhaupt gesagt: Das sollen sie lassen stahn! Auch manch Kirchenbuchlied mit der starken Wucht des tapfern Gottvertrauens: „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, selbst „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ hat er auf der Ban-

derschaft nach Worms, vielleicht bei einem Humpen Liebfrauenmilch, zu seiner innern Stärkung gedichtet. Glücklicher deutscher Mann, der sich seine Monumente selber setzt. Nichts ist in Worms vom Wiederhersteller des freien Glaubens und des gereinigten Christenthums aufzufinden als eine Ulme, eine Stunde vor dem Thore beim Zuginsland, an die sich ein stiller Volksglaube knüpft. Wie Martin Luther, mit Bann und Reichsacht belegt, aber doch der Fuß'schen Feuertaufe entgangen, die Stadt Worms verlassen hatte, da machte er an einem Kreuzwege, auf einem Plage, wo er rücklings hinter sich das Kreuz schlug, Halt und Rast. Ein Haufe Volks war ihm gefolgt, um dem wunderbaren Manne das Geleit zu geben, der vor Kaiser und Reich, vor der Kirche und vor dem Teufel nicht gebangt, nicht seinen Gott verleugnet, nicht seine Ueberzeugung abgeschworen. Auf dem Plage, wo die Wege sich kreuzten und er heim nach Thüringen zog, hielt er noch eine Anrede an die Menge, die er hier endlich entließ. Der Volksmann sprach hier zum Volke von seinem Wort und Werk, das, dafern und wie weit es Gottes Wort und Werk, von den Pforten der Hölle nicht überflügelt werden könne. Etliche aber unter dem Volke, Pharisäer und Schriftgelehrte, wollten ihn versuchen; Andere, wandelbare Gemüther, konnten nur glauben, wenn sie Zeichen und Wunder sähen. Sie eiferten und sagten, sein Werk sei doch wohl so zerbrechlich und dürr wie der Stecken in seiner Hand, den er sich im Walde zum Reifestab geschnitten. Da aber habe, sagt der Volksmund, der Augustiner diesen seinen Stab erhoben, ihn mit gewaltiger Faust in die Erde gestoßen und flammenden Blickes gesprochen: So wahr dieser Stecken grünen und blühen werde, so wahr werde sein Wort sein, und sein Werk bestehen! Und siehe, noch im selben Frühling schlug der Stecken Luthers aus und ward gemacht die stattliche Ulme am Wege, eine Stunde hinter Worms, noch heutzutage der Lutherbaum genannt, vielfach von Leuten aus dem Volke, gleichviel welches Glaubens, besucht, vielfach auch in Abbildungen verbreitet.

Der Wormser Dom, im achten Jahrhundert begonnen und im zwölften, hundert Jahre früher vollendet, bevor der gothische, der reindeutsche Styl, aufkam, ist wie der Dom zu Speyer und zu Mainz das Pracht- und Musterstück einer gewölbten Pfeilerbasilika. Das Mittelstück ist überhöht, das Hauptthor vertieft, das Querschiff stark ausladend; die Kuppel über der Kreuzung der beiden Schiffe ist achteckig, wie die Kuppel in Aachen, in Speyer und in anderen byzantinischen Kirchenbauwerken. Die Dome zu Freiburg, Straßburg und Cöln sind aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert her die Triumphe des germanischen Spigbogenstyls, während Speyer, Worms und Mainz die größten Dome der von Karl dem Großen am Rhein eröffneten byzantinisch-romanischen Epoche aufzuweisen haben, Aachen in seinem Dom ein widerstreitig Mischwerk aus beiden Stylen mit romanischer Kuppel und mit gothischem Chor componirte. Der Wormser Dom macht den Eindruck, den alle byzantinische Bauarten auf uns üben. Der Spigbogen erhebt; Kuppel und Rundbogen wirken niederdrückend. Am gothischen Styl rühmt man zumeist die Erhabenheit; aber die Größe verliert bei ihm alle Ungeheuerlichkeit theils durch den kühnen Schwung der Freiheit, die sich ein Wagniß fest in die Luft hinaus zutraut, theils durch die Individualisirung aller Einzelheiten, unter denen jedes Giebel, Pfeilerspizchen und Anäuschen eine kleine Unendlichkeit von hervorknospenden Zierden entfaltet. Im freien Schwung und in der gemüthlichen Selbstverlorenheit, die so sicher macht, verliert der gothische Styl die Schrecken seiner Größe. Der byzantinisch-romanische wölbt den antiken Rundbogen gemächlich über uns; er will nicht gen Himmel, muthet also nicht so Ungeheures dem Menschensinne zu; aber er drückt tief nieder, eben weil er der Erde und ihrem Gewürm keinen Ausblick ins unendliche Jenseit, dem Geiste nicht den Aufschwung gönnt, ihm nichts läßt, nichts gebietet als die Anbetung der Creatur im Staube. Wer San Marco, das Hauptwerk aller Kuppelbauten betritt, kann diese Anwandelung orientalischer Gottesanbetung an sich erfahren. Auch

Juden und Mohamedaner können ihre Tempel im Styl der Basiliken mit Rundbogenwölbung bauen; der wahrhaft christliche Styl wird immer der gothische sein, solange davon die Rede ist, Tempel zu bauen, die dem Gefühl der Anbetung des Höchsten auch äußerlich entsprechen, nicht Betsäle wo der Geist Einkehr hat in sich selbst, sondern Bauwerke, die selber dastehen wie gen Himmel dringende Gebete in Stein. Wir brauchen eigentlich solche steinerne Manifestirungen nicht mehr, wenigstens keine neue, um unsern Gottesglauben zu bethätigen. Ein solch frommes Abthun im äußern Stoffe ist überhaupt nur Sache des mittelalterlichen Christenthums, nicht eines Christenthums, wie es die Zukunft der Menschheit verlangt. Solange man aber Kirchendienst braucht, schon um das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Gemeinde zu pflegen, solange darf man die alten Dome nicht in Trümmer sinken lassen.

Der Wormser Dom ist innerlich ganz sauber restaurirt, die ältesten Steingefüge sind neu eingesetzt, alles Morische herausgebrochen und frisch ersetzt. Ohne übertriebenes Zuwerk von heute kann er in der Wiederherstellung seines Innern als ein bescheidenes Muster von Restauration gelten. Zweifelsohne hat der Dom aus alter Zeit in liegenden Gründen noch eigene Mittel genug, um die Kosten seiner innern Herstellung zu tragen; die Gemeinde, die ganze Stadt Worms mag wenig beigezahlt haben.

Es war just ein Kirchenconcert für Orgel und Gesang im Dome, als wir eintraten. Psalme von Palästrina und Mendelssohn ertönten aus dem Stifschore durch den weiten, freilich von den schweren Pfeilern akustisch gestörten Raum. Es war für ein geringes Eintrittsgeld Jedermann gestattet theilzunehmen. Aber nur ein spärlich Häuflein Wormser Musikfreunde, an den zehn Fingern herzuzählen, hatte sich eingefunden. Das arme kleine Worms von heute treibt Ackerbau und einige Expedition im Kleinhandel; es hat sich, soviel auch die großherzogliche Regierung in Darmstadt thun mag, nicht wieder heben können. Seitdem das Rheinthäl nicht mehr die Mittelstraße

des deutschen Lebens, hat das alte Worms mit dem Ritter Georg dem Lindwurmtdödtler im Wappen seine Aufgabe eingebüßt; es hatte schon damals kein Deutschland mehr gegeben, das es gegen die Wuth der Franzosen schirmte, und so ist es die Ruine seiner Herrlichkeit von ehedem geblieben.

Worms liegt für die Dampfschiffahrt eine Station über Mannheim; von Mannheim nach Speyer fährt man auf der rheinbayerischen Eisenbahn für einundzwanzig Kreuzer. Ihr laßt Euch am Rhein so oft aussetzen, um ein altes Eulennest von Burgruine zu besteigen. An den zwei großen Gräberstädten, wo deutsches Leben eingefahrt liegt, das hier seine Mittelpunkte gehabt, geht der Strom der Reisenden vorüber. Wo Städte standen, da sind die Trümmer aufgeräumt; nur daß Hütten sich hinsetzten, wo ehedem Paläste voll Bürgerglück gestanden. Darum bieten die beiden Städte dem romantischen Touristen nicht den epheubewachsenen Trödel, den er in Burgruinen findet, nicht jene malerischen Bedutten und pittoresken Borwürfe für Lady-Albums. Aber die beiden alten Dome sind ja doch mächtiger als alles Burgruinenwesen mit Verließen und Hungerthurmmoder. An den Domen zu Worms und zu Speyer rankt der Epheu wehmüthig großer Erinnerungen von fast einem Jahrtausend deutscher Weltgeschichte. In der Burgruine hauste Raubgefindel, und Rudolf von Habsburg zerstörte die Nester mit dem Schwerte der Gerechtigkeit. Oder der Glaubenseifer hielt sich darin verschanzt, und Schweden oder kaiserliche Kroaten legten die Mauern wüst. Was die Schweden am Rhein übrig gelassen, das brannten endlich die Franzosen nieder*). Städte haben etwas Unverwüstliches;

*) Mitunter gab es freilich auch noch ein anderes Motiv der Zerstörung in Deutschland, ein ächt deutsches Selbstzerstörungsmittel. Mitunter wurde eine Burg, weil sie eine Herberge der Freiheit war, von den geistlichen und weltlichen Fürsten mit reactionärer Hand zerstört. So in Rheinbayern Landstuhl, die Beste, die mit Franz v. Sickingen fiel, und seine Ebernburg, die Freistätte der Bedrängten, Rheinische Städte.

sie lassen sich, ob das schon ein preussischer Junker und Vertreter der Kreuzzeitungspartei wünschte, nicht gut vom Erdboden vertilgen. Freilich aber kann ihr Leben vom Strome bis zum Bach versiegen. Kleinen Landstädten gleichen Worms und Speyer von heute, und in ihren Mauern saß ehemals der Glanz aller Weltlichkeit, die Höhe aller Kirchenwürde beisammen. Bevor sich Beide von ihren Schutthaufen erhoben, hatte sich der Strom des bürgerlichen Verkehrs andere Wege gegraben. Auch der Strom selbst, der Rhein, hat sich seit der tausendjährigen Dauer beider Städte mächtig ein anderes Bett gesucht. Man behauptet die Abnahme des Wassers auf dem Erdball; nicht bloß im Meere, dergestalt daß ehemalige Küstenstädte neuer Ha-

jene „Herberge der Gerechtigkeit,“ von welcher Ulrich v. Hutten gegen Knechtschaft und Mönchtum seine litterarischen Pfeile abschoss. Hutten's Briefe an Kaiser Karl, an Moriz von Sachsen, an den deutschen Adel, an die Fürsten und an's Volk, wurden meist auf der Ebernburg (eine Meile oberhalb Kreuznach an der Nahe) geschrieben und mit Handpressen gedruckt. Aquila, Sickingens Feldprediger und Erzieher seiner Kinder, welcher Luther in der Bibelübersetzung behülfslich war, Pucer, der pfälzische Hofprediger in der Reformationszeit, Dikolampadius (Joh. Hauescheim), der schweizerische Reformator und Uebersetzer des Chrysostomus, Diese fanden ihre Zuflucht auf der Ebernburg. Auch Melancthon war eine Zeitlang dort, als Abgesandter Luthers. Dieser selbst soll (vielleicht auf seinem Wege nach oder von Worms) in der Kirche des Dorfes zu Füßen der Burg gepredigt haben. Sickingen wollte keinesweges eine Kirchenverwaltung; selbst die Klöster wollte er nicht unbedingt beseitigen, aber Reform wollte er vor Allem, und nationale Umgestaltung des wälschen usus. Schwebel, sein Caplan, las auf der Ebernburg in deutschen Landen zuerst eine deutsche Messe. Es bedurfte kaum noch der Wormser und der Trier'schen Fehden, in denen Sickingen den Richter machte auf eigene Faust; die Fürsten von Hessen, Pfalz und Trier verbündeten sich, belagerten und brannten die Ebernburg nieder, alsbald nach Sickingens Tode, der zu Landstuhl 1528 erfolgte. — Die Pfalz ist neben Sachsen zur Zeit der Reformation Luthers der bedeutendste Heerd der Bewegung gewesen.

fenvorstädte bedürfen, um den Verkehr bis zu ihren Füßen zu behalten; auch in den Flüssen, so daß man z. B. bei fortgesetztem Verstande der Elbe deren Schiffbarkeit für die nächsten Jahrhunderte in Frage stellt. Speyer und Worms haben auch mit einander gemein, daß sie nicht mehr hart am Rheine, für den raschen Verkehr also nicht mehr bequem liegen. Der Rhein rauschte vor Jahrhunderten zweifelsohne mit üppigerem Bogenschwung an ihren Mauern hin. Jetzt liegt Sumpfsgebiet, coupirtes Terrain mit allerlei Canalwerk, bei Worms ein ganzes Stromwesen, die Fließe genannt, zwischen Rheinufer und Stadtwall.

Wie ich vom Heidenthürmchen in Speyer, dem alten Römerüberbleibsel hinter dem Dome, die Gegend überblickte, fiel mir heiß ein, wie weit zurück im Lande, wie weit fort von der Wasserstraße des Rheins die alte öde, trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens fast in eine Wüste versetzte Stadt daliegt. Es mag das nur nebenbei ein Grund mehr sein von der gänzlichen Verödung und Verlorenheit beider Städte. Canalisirungen und Uferbauten würden nur mit großen Kosten die unbequem gewordene Lage beider Städte bessern.

Zweites Kapitel.

Speyer und seine römischen Alterthümer. Der Dom, die Geschichte seiner Architektur und seiner Zerstörungen, seine Wiederherstellung und Schraudolphs Fresken.

Römisches ist von der alten Stadt der Nemeter, der civitas Augusta Nemelum, wenig übrig. Was man bei Ausgrabungen an einzelnen Stücken von Grabsteinen, Ampeln, Vasen, Säulenschaft und Capitälern gefunden, ist in einer kleinen Halle im Hain des Domes aufgestellt. Stehen geblieben aus der Römerwelt ist außer dem schon erwähnten Heidenthürmchen Nichts als ein mittelalterlicher Wartthurm, der mit seinem verballhornten Namen: „das Albertl“

(das alte Börtel) an die ehemalige *alta porta* der Stadt gemahnt, dem Portal des Domes gegenüber auf dem andern Ende der langen Straße, der einzigen von Belang, die Speyer hat. Neben dieser großen breiten Straße hat Speyer, trotzdem es Sitz eines Bischofs, Regierungssitz der bayerischen Pfalz ist, nur eine bescheidene Anzahl armselig kleiner Gassen, die einem Landstädtchen von Ackerbauern anzugehören scheinen. Seit der Einäscherung von der Hand der Franzosen hat sich Speyer nicht wieder heben können; mitten in einer volkreichen Landschaft, mitten unter der rührig aufgeweckten, gewerblich eifrigen Bevölkerung der weinlustigen Pfälzer ist Speyer eine todtenstille Stadt geblieben. Wie ein Traum, der nur noch ein großes Merkmal von seiner Wirklichkeit hat, ist die alte Herrlichkeit der deutschen Kaiserzeit zurückgesunken ins Reich der Todten. König Ludwig hat dem kühnen Gedanken, den Dom im Innern glänzend zu beleben, Raum und Ausführung gegeben. Die todten Hallen strahlen vom Abglanz einer neuen Kunstbegeisterung, eine Gestaltenfülle wogt auf den Feldern der Wände auf und ab, steigt aus den Gräbern gen Himmel und senkt sich vom Goldgrund der Kuppeln und Gewölbe wie mit den Fittichen der Seraphim hernieder. Speyer bleibt aber doch die stille, leblose Stadt, die Zeit hat sie wüst und brach gelegt und keine irdische Macht, selbst nicht poetisch künstlerische Begeisterung, kann dem Strome des Menschenlebens gebieten. Die alten, halb noch dämmernden, halb längst versunkenen und vergessenen Mythen des katholischen Glaubens wollen auf den Wänden der Kirche wieder lebendig, noch einmal Gegenwart werden; wir sind überrascht wie von einem Wunder und stehen wie gebannt, die Götter des alten Lebens locken uns mit dem Scheine ihrer Wiederauferstehung; — und doch ist es nur ein Schein von Leben, nur ein schöner Trug der Sinne, höchstens ein Traum der Seele, der vor dem nach Wahrheit forschenden Geist so wenig wie vor dem auf Wirklichkeit gestellten Bedürfnis der Zeit Stand hält. Der ruhmvolle König hat in deutscher Kunst eine neue Epoche, die monumentale Epoche in Stein und

Farbe, ins Leben gerufen; aber das deutsche Leben selber stand und steht noch nicht fest. Hundert Maler wurden für eine hohe Idee beflügelt und beschäftigt, aber tausend Schulmeister gingen im Lande betteln. Die Kunst geht nach Brot; aber das Brot muß doch eben auch da sein. Straßen- und Wegebau lag danieder, selbst ein Festungsbau blieb beseitigt, damit ein Tempel gebaut und geschmückt werden konnte. Die Franzosen hätten die Pfalz vielleicht von neuem überrumpeln können, und die Preußen mußten die Pfalz von den Freischärlern säubern! Erst Panem und dann Circenses! sagten sich selbst die Imperatoren des alten Rom.

Wie ein bergartiger Koloss, eine ausgegrabene vorweltliche Riesenseiche, aber mit Händen und Füßen und gesammten Gliedern zusammengeballt: so liegt, von der Ferne geschaut, der Dom von Speyer vor uns. Man zieht vom „Alberrl“ die lange, breite, todte Straße der Stadt hinauf; das Westportal mit seinem Gemisch von morgen- und abendländischem Styl steht vor uns. Zu beiden Seiten der Glockenkuppel erhoben sich ehemals Thürme, ganz entsprechend den beiden Thürmen, die auf der Ostseite des großen Bauwerks als Paladine und hohe Wächter neben der Kuppel über dem Altar im Querschiff stehen. Auf der Westseite sind diese Thürme zerstört; eine Fassade ersetzt sie mit einem Vorbau, der in seiner Composition an abenteuerlicher Seltsamkeit Seinesgleichen sucht. Die Mauern, die den Glockenthurm tragen, werden durch eine Vorhalle, durch das sogenannte Paradies, gedeckt; die Kuppelthürmchen steigen schüchtern und spielerisch empor, an den vier Ecken stehen vierseitige Pyramiden, Kinder des Orients, traute Wächter alter geheimnißreicher Königsgräber. Auf dem Dach im Giebelfeld der Vorhalle stehen die Patrone des Doms, der heilige Papst Stephan und der heilige Bernhard; „sie steh'n und seh'n sich fragend an;“ zwischen beiden, etwas tiefer in einer Nische des Kuppelbaues, steht die Mutter Gottes, ruhig und engelmild, an all die Anbetung in jeder Form gewöhnt. Mich dünkt, sie würde, langmüthig wie sie ist, sich auch nicht unbequem

placirt fühlen, fände sie sich plötzlich in einer Moschee oder in einem indischen Göttertempel wieder. Einer Moschee aber ähnelt in der That der Speyerer Dom. Nicht genug, daß uns Byzanz den Basilikenbau überlieferte: Kuppel und Minarets vereinigten sich hier mit dem Pyramidenbau, um den christlichen Gottesdienst ganz auf orientalischen Fuß zu stellen. Wir müssen uns erinnern, daß Karl der Große den byzantinischen Styl nach dem Rhein verpflanzte, der Bau des Speyerer Doms dem elften Jahrhundert angehört; erst zweihundert Jahre später der germanische Geist den gothischen Spitzbogen für seinen Ausblick zum Himmel erfand. Die Thürme des byzantinischen Doms weisen nur schüchtern nach der Höhe, sein antiker Rundbogen hält sich in einer glücklichen Schwebe zwischen Diesseits und Jenseits, aber seine Kuppeln drücken allen Versuch, Gott in der Höhe zu finden, mit ihrem lastenden Gewicht zu Boden. Selbst das Auge wagt die Creatur, die unter dem Kuppelgewölbe kniet, nicht aufzuschlagen. Die Fenster des gothischen Doms sind offene, freie Fragen an das Menschenschicksal hüben und drüben; selbst die Glasmalerei mit der Mystik ihrer Dämmerungen gibt diesen hochgewölbten Augen nur Wimpern, versagt ihnen nicht den Aufschlag nach oben. Die Rundbogenfenster am Langhause des Speyerer Doms sind bei der massenhaften Breite der Wände sehr unbedeutend; am Querschiff sind sie reicher gegliedert, auf dessen Südseite mit sehr schöner Ornamentik geziert. Die Arkaden am Dachgesimse dürfen für den schönsten Schmuck des Hauses gelten; auf freistehenden Säulen ruhend, laufen sie als offene Galerie hoch oben um das ganze Gebäude herum. Ein Rundgang um das Chor, eine Halle, die wie ein Mantel das halbe Schiff der Kirche von außen noch umhüllte, läßt sich nur noch in wenigen Bruchstücken erkennen; beides hat die Wuth der Gallier in die Luft gesprengt, so daß, rechnet man die Trümmer im Außenbau alle zusammen, von der Architektur des Ganzen eigentlich nur noch der Kern und Rumpf übrig blieb.

Doch leg' die Schuhe ab, bevor Du eintrittst in das Heiligthum!

Der ganze christliche Olymp nimmt Dich auf in seine Mitte; links und rechts an den Wänden leuchten in Schraudolphs Farben die Thaten und Leiden Mariä und der Heiligen des Tempels.

Das Langhaus der Kirche ist mit Kreuzgewölben im Rundbogen überdeckt. Vierundzwanzig Arkadenpfeiler, aus Halbsäulen und Pilastern gruppirt, tragen das Mittelschiff, das auf zwei hintereinander liegenden Stufenreihen zum Königs- und zum Stiftschore führt. Hier ist der Boden für den deutschen Menschen heilig, und wär' er seines Glaubens ein Türke oder ein Freigeist. Acht Häupter, welche die deutsche Kaiserkrone trugen, drei Kaiserinnen und eine Königsstochter unzurechnet, ruhen hier in zwei Reihen von je vier Gräbern. Vor allen waren es vier fränkische Kaiser, die ihre Gebeine hier betteten, der zweite Konrad, der Gründer des Doms, der 1039 starb, und die drei Heinrichs, die ihm folgten, der Dritte, Vierte und Fünfte, die letzten beiden, Vater und Sohn, trotz Feindschaft und Kirchenbann hier endlich doch im Staube friedlich beisammen. Nicht bloß lebend, baarfuß im Büßergewand zu Canossa, hatte der unglückliche Heinrich IV. den Bohn der Kirche zu tragen; auch im Tode verfolgte ihn noch jener Fluch, der nur so lange gilt, als die Menschen an ihn glauben. Nach langer Gefangenschaft in des kirchlich, aber nicht menschlich gesinnten Sohnes Händen, ward ihm im Tode ein ehrlich Begräbniß versagt. Die St. Atracapelle an der Nordseite des Doms barg fünf Jahre lang die Gebeine des todten Kaisers; die Speyerer allein wagten es, dem Kirchenbann zu trotzen und ihrem Wohlthäter Seelenmessen zu lesen. Die Herrschsucht der Priester ist unbittlich und unersättlich. Die fränkischen Kaiser versäumten es, sich eine Residenz für ihren lebendigen Leib zu bauen; sich im Tode gut mit der Kirche zu stehen, galt ihnen für mehr als Leben, Vaterland, Thron, Macht und irdische Seligkeit. Ein Nacht- und Todtendienst, kein Dienst für Gottes heilige Tagessonne war das Christenthum der Mönche, und selbst in der eigenen Todtenhalle verhöhnnte die frommen Kirchenbauer noch die Wuth der Knechte Gottes. Ist es nicht tragisch, daß deutsche Kaiser

aus dem Frankenstamme es waren, die dies Mausoleum bauten, und dem fränkischen vierzen Heinrich dies von seinen Vätern erbaute Asyl im Tode verweigert wurde? Mich dünkt, dies werden in Speyer die Steine predigen, falls Menschenstimmen darüber verstummen sollten! — Es hat unserm Mittelalter nicht an Herrschern gefehlt, die den Kampf mit den Päpsten aufnahmen; leider vergaßen sie darüber Deutschland und dessen nächste Bedürfnisse! Das Heldengeschlecht der Hohenstaufen ging in diesem Kampfe unter, ohne dem deutschen Reiche einen Halt und ein Centrum gegeben zu haben. Die fränkischen Kaiser bauten sich in Deutschland Nichts als ein Campo santo; die Hohenstaufen hatten nicht einmal ein Grab in deutscher Erde gefunden.

Von den Hohenstaufen ruht nur Einer, der vom Wittelsbacher ermordete Philipp, im Dom zu Speyer. Von den Habsburgern Rudolf, des österreichischen Hauses Stifter, der zufällig in der Nähe von Speyer starb, mithin leicht und bequem auf der Stätte beigesetzt werden konnte, die von den fränkischen Kaisern zum Kirchhof für die deutschen Kronenträger bestimmt war. Außer Rudolf auch sein Sohn Albrecht, ebenfalls ein Ermordeter, den in der Schweiz der Stahl der Parricida traf. Zwischen ihm und dem Vater ruht sein Gegner im Leben, Adolf von Nassau. — So einigt die Kirche im Tode, was sie lebend in Zwiespalt hält.

Der Gründer des Doms, der salische Konrad, auch der Speyerer genannt, hatte dem Dome mit der Bestimmung, die Grabstätte der deutschen Kaiser zu sein, zugleich eine Bruderschaft zugesellt, wie sie sich außerdem nirgends wiederfindet: die Stuhlbrüder, zwölf an der Zahl, die über den Gräbern der Kaiser täglich siebenmal für die Seelen der Entschlafenen Gebete zu verrichten hatten. Neben den prächtigen Sarkophagen saßen sie auf besonderen Stühlen, wovon ihr Name, — hielten Wacht auf Erden und ebneten durch Bittgesänge den armen Seelen den Weg zur Pforte des Paradieses. Von allem ist keine Spur mehr hier zu finden. Dagegen erheben sich im

Königschore zwei Denkmale aus neuester Zeit, auf der Evangeliumseite aus weißem, feinem Sandstein im schwarzen Marmorsarge Adolf von Nassau, aus den zwanziger Jahren vom Herzog Wilhelm dem Abnherrn errichtet, und auf der Epistelseite, vom König Ludwig 1843 gestiftet, ein Werk Schwanthalers: Rudolf der Habsburger, auf dem Throne sitzend mit Kaiserkrone, Reichsapfel und Schwert. Als in unseren Sturmtagen der Brand von Ludwigshafen herauf zum Kaiserdome leuchtete, der Kanonendonner von Baghäusel und Ubstadt an den heiligen Mauern wiederhallte, da saßen hier König Ludwigs Maler und arbeiteten mitten im Chaos des verworrenen Aufruhrs in diesem stillen Tempel des Todes ruhig weiter. Es war im Mai und im Juni 1849: da tobten die Freischaaren des Volksheeres in der Pfalz bis an die Pforten des Speyerer Doms. Es war mit den Lumpen und Blousen, mit der hartumbuschten Wildheit der Gesichter, mit der blutrothen Fahne der Republik ein Volksheer, wie es Deutschland seit den Bauernkriegen nicht gesehen. Aber es war nur dem Anschein nach so wild und blutdürstig. Die fränkischen Mordbrenner der Pfalz, unbedingte Diener und Vollstrecker des absoluten Königswillens, hatten Städte und Burgen verwüstet, Kinder und Greise im Namen und zu Ehren ihres Herrn erwürgt. Vor den Stätten, die den alten Sitten heilig waren, hat das fanatische Heer des Volkes von heute eine vestalische Scheu gehegt. Kein Gelüst zur Bilderstürmerei wandelte diese angeblichen Barbaren an. Höchstens schüttelte der Skeptiker unter ihnen den Kopf; dem todten Rudolf von Habsburg mit dem Scepter und Apfel des Reiches ließen sie seine Symbole, während die königlichen Söldlinge von Frankreich die Gräber der deutschen Kaiser in der Krypta sprengten, die geweihte Nische in die Luft streuten.

Vom Königschore führt eine Treppe von neun Stufen zum Hauptchor. Hier kreuzen sich Haupt- und Querschiff der Kirche; vier Pfeiler, durch Rundbogen mit einander verbunden, tragen das 160 Fuß hohe Kuppelgewölbe. Das Mittelschiff setzt sich nach Osten

im Stiftschore fort und schließt mit halbkreisförmiger Apsis. Stiftschor, Querschiff und beide Seitenschöre waren in der Malerei schon seit 1847 vollendet, zwei Jahre nach dem Beginn des großen Werkes. Hier im Stiftschor, groß genug für die Gemeinde von Speyer, war Jahrelang Gottesdienst, während im Langhause und in den Seitenschiffen die Arbeiten fortgesetzt wurden. Nach König Ludwigs Abdankung ließ König Maximilian II. das Werk zu Ende führen.

Beginnen wir noch einmal vom Hauptportal im Westen die Wanderung durch die Kirche, um die Reihenfolge der Fresken in ihrem Zusammenhang aufzufassen.

Die Wände des Langhauses enthalten in vierundzwanzig großen Fresken das Leben Maria's in allen seinen Momenten. Maria's Leben ist nach katholischer Anschauung so ewig von Anfang her gesetzt wie das Wort, von dem es heißt, es sei schon zu Anfang alles Anfangs gewesen. Wie Christus unser zweiter, geistiger Adam, so ist Eva die sinnliche und die sündhafte Maria. Der Sündenfall ist sehr nothwendig für's Geschlecht der Menschen, soll die Erlösung für ihr Heil Stoff und Grund vorfinden. Aus der Sündfluth ragt — das ewig Weibliche, das uns hinarzieht, wie Goethe sagt, — der Regenbogen herauf, Gnade verkündend, Frieden stiftend. Auch Abrahams Vision, der Segen der Verheißung, der ihm und seinem Samen wird, ist ein weiblicher Act, Empfangen und Hingebung. Männlich sind im Leben des Menschen nur die Momente der Selbsterrungenschaften. Der katholische Dienst feiert in den Momenten der Sehnsucht, der Auflösung, der Hingabe, der Demuth und des seligen Uebergangs in Paradies und Frieden die weiblichen Seiten des Christenthums. Der Gang zum Siege durch Kampf und Tod, die Herkulesarbeit der Manneskraft auf dem Schauplatz dieser Erde, ist Sache des protestantischen Christenthums, wie denn auch der katholische Cultus Maria über Jesus stellt, während der Evangelische in Wort und Werken der Apostel das einzig wahre Nachgefolge Christi sieht. Die bildende Kunst im Dienst der römischen Kirche ist sehr reich in der Prophetie und

Auslegung des angeblich schon im alten Testament vorverkündeten Mariencultus. Schraudolphs Pinsel gibt uns hier selbst den brennenden Dornbusch als ein Sinnbild der jungfräulichen Mutterschaft Maria's. Jesaias' Weissagung von der Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn, auf Jesaias VII. 14. gestützt, gab ihm den Vorwurf zu einem besondern großen Bilde. So füllen sich sechs Wandfelder mit Maria's Verherrlichung, bevor ihre Geburt die Engel und Seraphim herbeilockt. Die Momente aus Jesu Kindheit liefern eine schöne Reihenfolge von lieblichen Scenen für kindliche Gemüther. Nicht weniger als dreizehn Bilder geben Scenen aus dem Familienleben Josephs und Maria's; dagegen findet der katholische Maler in des Religionsstifters Leben, Lehren und Wirken nur zwei Momente von Belang für seinen Pinsel. Mit der Hochzeit zu Cana und einer Scene aus der Lehrthätigkeit des Menschenfreundes Jesus ist diesem Theile von Christi Existenz auf Erden ein Genüge gethan. Für die Art der katholischen Auffassung ist es auch bezeichnend, daß die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingsttage, auf dem Schlußbilde des Langhauses, sich auf Mariä Haupt erstreckt. So sehr zieht der katholische Glaube alles Wirken des Geistes als Gnadensact auf das Gebiet des Weibes hinüber, indem er die Thatkraft, alles Wirken und Schaffen des Mannes, Selbstentwicklung und Selbsthülfe, hinter die Tugend der Hingebung und hinter die Demuth des Empfangens zurücksetzt *).

*) Die Reihe der Bilder beginnt auf der nördlichen Wand zunächst der großen Orgel, springt dann mit Nr. 2 auf die südliche Wand, und so fort wechselnd mit hüben und drüben, so daß die ungeraden Zahlen auf der Nordseite den geraden auf der Südseite gegenüberstehen. Der Cyclus der Bilder hat folgende Ordnung: 1) Erschaffung der Eva. 2) Zustand der Menschen nach dem Sündenfall. 3) Noah's Dankopfer. 4) Abrahams Verheißung. 5) Der brennende Dornbusch. 6) Die Weissagung des Jesaias. 7) Mariä Geburt. 8) Mariä Darbringung im Tempel. 9) Mariä Vermählung mit Joseph. 10) Mariä Verkündigung. 11) Mariä Besuch bei Elisabeth. 12) Die Geburt des Herrn. 13) Die Beschneidung Jesu. 14) Die

Was der Mailänder Dom mit seinen Sculpturwerken, das will der Dom zu Speyer mit seinen Fresken sein, eine Darstellung des ganzen christlichen Olympos. All das hundertfache Ensemble der Gestalten, die sich dort auf dem Dache des Hauses auf- und abwärtssteigend um Maria gruppiren, kommt hier, nach innen gekehrt, auf den Wandfeldern im Innern zur Erscheinung. Mariä Leben ist der Kern des katholischen Christenthums. Was die vierundzwanzig Bilder unter den Fenstern des Mittelschiffes zur Darstellung bringen, setzt das Stifschor mit seinen vier Scenen fort. Es sind Romanzen in Farben, diese Momente aus dem letzten Leben der Mutter Gottes. Wie sie mit Johannes verkehrt, den ihr der Sterbende am Kreuze als ihren Sohn überwies, wie sie zum ewigen Leben entschläft, von den Aposteln im Thal Josaphat begraben wird, wie sie endlich über dem offenen Grabe, das der Jünger leer findet, im Chor der Cherubim gen Himmel steigt, das ist der Inhalt dieser gemalten Romanzen *). Ueber und unter diesen Scenen sind alle Heiligen, die als das Nachgefolge Mariä bezeichnet werden, versammelt. Die Krönung der Königin aller Heiligen schließt den Cyclus der Marianischen Bilder. Die zwölf Apostel **),

Anbetung der Weisen. 15) Simeons Weissagung bei der Darbringung Jesu im Tempel. 16) Die Flucht nach Aegypten. 17) Der zwölfjährige Jesus im Tempel. 18) Jesus im Schooße seiner Familie zu Nazareth. 19) Josefs Tod. 20) Die Hochzeit zu Cana. 21) Jesus als Lehrer, die Selbpreisung seiner Mutter bestätigend. 22) Stabat mater. 23) Der Heiland erscheint seiner Mutter. 24) Die Sendung des heiligen Geistes.

*) Von diesen vier Bildern hat Johann Schraudolph das dritte, sein jüngerer Bruder, Glaudi Schraudolph, das vierte gemalt. Das erste und zweite sind nach den Cartons beider Brüder von Mösl und Mayr ausgeführt. Auch die Krönung Mariä ist von Johann Schraudolph selbst.

**) Unter dem Krönungsbilde im Halbkreise: Petrus mit dem Schlüssel, Jakobus der Ältere mit dem Pilgerstabe, Bartholomäus mit dem Messer, das ihn schindete, Judas Thaddäus mit der Keule, die ihn erschlug, Simon mit der Säge, die ihn tödtete, Thomas mit

die vier Kirchenväter *) und die vier großen Ordensstifter **) umstehen wie Zeugen das Schlußtableau. Neun Engelschöre ordnen sich um Gott Vater im Gewölbe von einem Gesims zum andern. (Gott Vater von Schrandolph selbst, wie auch die drei Erzengel Gabriel mit der Lilie, Raphael mit dem Wanderstabe und Michael mit dem Schwerte.)

Für den evangelischen Christen ist Christus selbst, sein Leben, Lehren und Wirken Inhalt der Religion. Christus ist für das römische Christenthum von all den Heiligen zurückgedrängt oder nur als Symbol gefaßt. Im Kuppelgewölbe des Doms zu Speyer macht das Lamm Gottes den Schlußstein, gerade über dem Hochaltar, das Lamm mit der Siegesfahne. Das ist das Sinnbild Dessen, der nach dem ewigen Rathschluß Gottes als Mittler für uns eingetreten ist, d. h. durch sein Opfer und sein Wort uns der Seligkeit theilhaftig macht. Auf dies Opferlamm hofften die Menschen des alten Bundes, in der Flamme der Sehnsucht nach ihm standen die vier Vorbilder des neutestamentlichen Opfers: Abel, der ein Opferlamm über dem Altar erhebt, Abraham, der den Sohn darbringen will, Melchisedech, der nach Abrahams Sieg mit Brot und Wein opfert, und das gesammte Volk Israel, das nach dem vom Himmel gefallenem Manna, dem Brot des Lebens in der Wüste greift. Das steht in Farben geschrieben auf Goldgrund im Kuppelgewölbe. An den senkrechten Wänden

dem Richtscheid, mit dem er Alles zweifelnd maß, Johannes mit dem Kelch, den der Herr ihm geweissagt, Andreas mit dem schrägen Kreuz, an das er geschlagen ward, Jakobus der Jüngere mit der Wallerflange, die ihn tödtete, Matthäus mit dem Buche, das er schrieb, Philippus mit dem Kreuz, an dem er starb, Nathanael mit dem Beil, das ihn erschlug.

*) Augustin, Gregor, Hieronymus mit dem Löwen, mit dem er in der Wüste Arabiens verkehrte, und Ambrosius mit dem Bienenkorbe, als Symbol seiner honigsüßen Beredtsamkeit.

**) Basilius, der Patriarch der griechischen, Benedict von Nursia, der Patriarch der abendländischen Mönche, Franciscus von Assisi mit den Wundenmalen als Zeichen seiner brennenden Liebesgluth, und Ignatius Loyola mit dem Buche der Mission in der Hand.

weiter unten erblickt man die vier Propheten auf blauem Grunde: Jesaias, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird, Jeremias mit der Verkündigung des wahren Sproßlings aus dem Stamm Davids, Ezechiel, der da sagt, Gott wolle wie ein Hirt die Heerde heimsuchen, und Daniel, der auf den Messias deutet. Diesen vier Propheten entsprechen die vier Evangelisten Matthäus, mit dem Menschenbilde zur Seite, weil er menschlich vom Sohne Gottes dessen Abkunft und Dasein meldete, Markus mit dem Löwen, weil er zuerst von der Stimme des Rufenden in der Wüste sprach, Lukas mit dem Stier als dem Opferthier, das die Priester darbrachten, und Johannes mit dem Adler, der zuerst von dem beflügelten Worte, dem Logos, redete. (Die Propheten wie die sitzenden Evangelisten haben 16 Fuß Höhe.)

Die beiden Seitenschöre der Kirche haben in ihren Malereien die beiden Patrone der Kirche zu Helden. Das südliche Seitenschiff ist mit dem Kampfe des Christenthums wider Juden und Heiden beiden Stephanen gewidmet, dem heiligen Diakon Stephanus, wie Petrus die Hand auf ihn legt, wie er vor dem hohen Rathe Christum bekennt, und seine Steinigung; dann dem heiligen Stephan als Papst und Märtyrer, der in den Katakomben Roms unter den Händen der Schergen der Kaiser sein Haupt verlor. (Sämmtliche Bilder nach Johann Schraudolphs Entwürfen.)

Das nördliche Seitenschiff ist dem h. Bernhard von Clairvaux geweiht. Er predigte den Kreuzzug vor Kaiser Konrad III. 1146 am dritten Weihnachtsfeiertage im Dom zu Speyer. Der Kaiser empfängt ihn am großen Portal des Hauses, ein festlicher Hymnus bewillkommt den Gesandten des Herrn, und vom feierlichen Jubel hingerissen, bricht Bernardus in einen Lobgesang auf „die süße Jungfrau Maria“ aus. In der großen Altarnische hat der heilige Mann auf Goldgrund die Vision, wo ihm Maria in ihrer rosigen Glorie von Engeln erscheint. Der heilige Lorenz mit dem Roste ist Zeuge der Scene; Kaiser Konrad, den Dom im Modell als Weihgabe darbringend, kniet daneben. Diese Momente der Entzückung und der

Bislon, acht katholische Momente, sind von Schraudolphs Malerei in ihrer ganzen Innigkeit erfasst, obwohl seine Heiligen mitunter zu wenig Blut, Leben und Feuer haben und wie geisterhafte Schatten aussehen, die leicht Heilige werden konnten, weil sie nicht empfanden wie süß und wie schön, aber auch wie schwer das Leben der Menschen ist. Die Köpfe mit ihrer Hingebung und Ekstase sind zart und fein, sie bezeichnen Sonntagsmomente des Christenthums, wo die Phantasie die Arbeit einer ganzen Woche überflügelt.

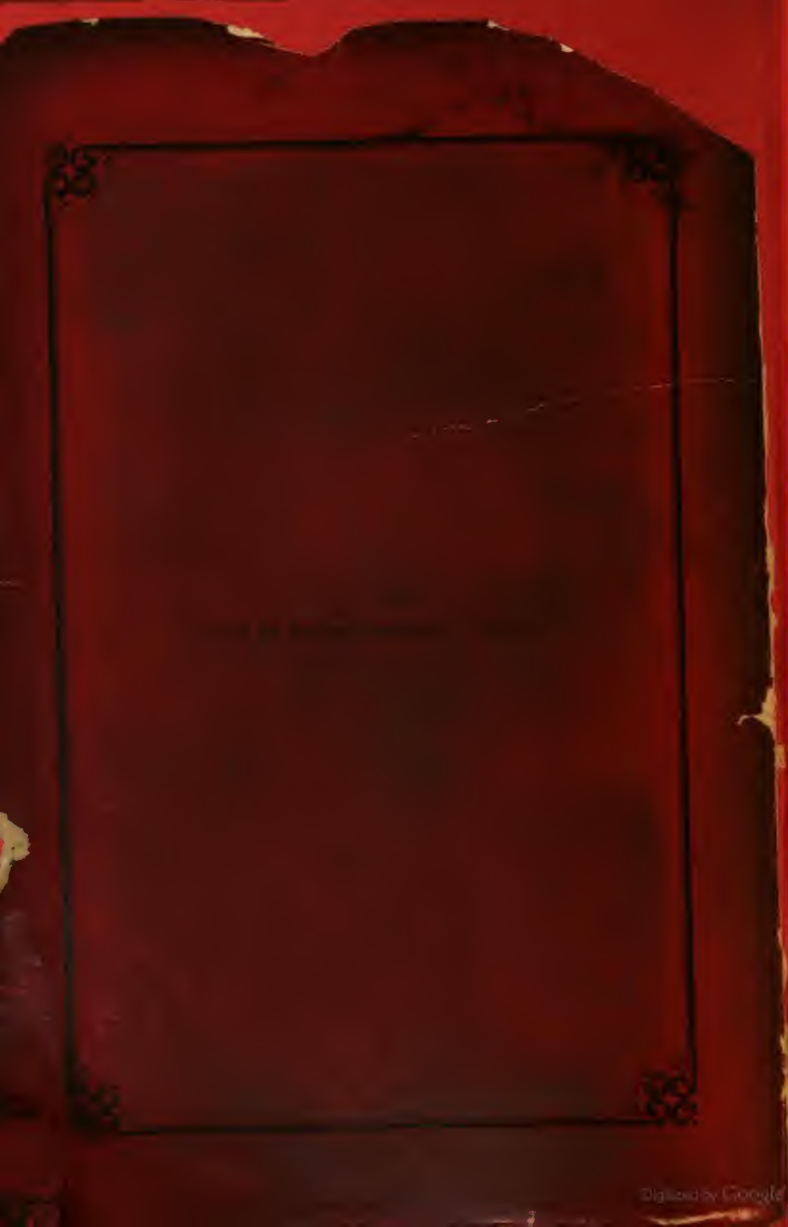
Wir glauben nicht mehr recht an diese Feiertagslaunen der Religion; ihr Werth wenigstens wiegt nicht mehr ein langes Leben in Ruhe, in Selbsterkenntniß und Selbstentwicklung auf. Arbeit und bete! nicht mehr umgekehrt, ist der Wahlspruch eines Jahrhunderts geworden, das die Kräfte der Natur zur Ehre Gottes, aber auch zur Manifestation des Glaubens ausbeutet: daß in der Entwicklung der Menschenkraft Gott seine liebste Offenbarung habe. Wir sind protestantisch geworden im Leben und Streben; wie sollten wir uns noch einmal mit der süßen Schwelgerei heiliger Phantasien begnügen! — Auch ist Speyer mit dem neuen Bilderdienst, den König Ludwig stiftete, nur ein ästhetischer Wallfahrtsort geworden. Der Kunst, nicht der Religion ist hier ein neuer Altar erbaut. Man kann hier den gesammten katholischen Olymp der Christenheit studiren; aber was man studirt, füllt eben nicht mehr das Leben der Christenheit.

Vom Reichstage zu Speyer weiland datirt der Name der im Geist der Wahrheit und des gereinigten Glaubens protestirenden Christen. Was Wunder, wenn diese unsere Wallfahrt nach Speyer protestantischer Art ist!

11-41

2 APCO





1927
CHINA

Digitized by Google

